Phys. m. Eckartshausen
50 m

<36616620230012

<36616620230012 S

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Hexerey.

Entdeckte Geheimnisse der Zauberey.

Zur Aufklärung des Volks über Aberglauben u. Irrwahn geschrieben vom Hofrath v. Eckartshausen.

Zauber Knödel.

Zweyte Auflage, mit 2 Kupfern.

München, bey Joseph Lentner.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Heu quas nugas, quae non miracula fingunt,
Vt vulgus fallant, optataque praemia carpant.

Palingen.

Ihr Menschen macht euch doch von Vorurtheilen frey!
Betrug ist meistentheils die größte Zauberey.
Wer die Natur studiert, der kennt auch ihre Stärke,
Und wird zum Zauberer durch ihre Wunderwerke. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meine Grundsätze.

1.

Alle diese vorausgesetzte Grundsätze mögen wohl für den wahr seyn, der das Geheimnißvolle bloß auf sich konzentrirt, um Ruhm und Vortheile aus dem Wunderbaren zu erhalten, wenn es auch zum Nachtheil der Menschheit seyn sollte.

2.

Was nützen dem Menschen Verstand und Kenntnisse, wenn er sie nicht zum Wohl der Menschheit nützet? Wir sind da, andern zu nützen, — nicht, unsere Kenntnisse auf unsern Eigennutz einzuschränken.

3.

Das Wunderbare hat von jeher auf die Menschen gewirkt. Allein, eben dieses Wunderbare wurde von denen, die auf den Menschen wirken wollten, mißbraucht; und man benützte die Leichtgläubigen zu Privatvortheilen.

4.

Dem Wohl der Menschheit liegt daran, viele gute Menschen mit gesundem Verstande zu haben, und keine Wundermänner.

Der Hexentanz 104
Geschichte des Grafen N. . . . 115
Macht der Einbildung über den Menschen 122
Traurige Wirkungen der verdorbenen Einbildungskraft 126
Nachtgejaid 133
Hexengetraidschnitt 134
Hexenkreise 135
Kartenaufschlagen, Ey, Bley- und Kaffeegießen, Lößeln 137
Das Sieb 147
Die Henne 148
Die Wasserprobe 149
Goldmachen und Schatzgraben . . 151
Geschichte eines Schatzgräbers . . 159
Ueber Zaubereyen überhaupt . . . 163
Die Kunst sich fest zu machen . . 165
Das Corona-Gebeth 182
Das Taglöhner-Gebeth . . . 186
Ein Beyspiel zur Warnung . . . 189
Von den Wechselbälgen . . . 212
Inkantationen, Beschreyungen, Hexenbannungen 215
Liebesgetränke, Nestelknüpfen . . . 216
Charletane und Quacksalber . . . 217
Ueber Ursprung und Fortgang der Hexerey 218
Vernünftige Begriffe über Magie . . 256

Einleitung.

Es ist immer etwas für die Menschheit gethan, wenn man dem Volke ein schädliches Vorurtheil zu benehmen sucht. Ich weiß zwar, wie undankbar dieses Unternehmen ist; allein der, der der Menschheit wohlthun will, darf nicht auf Menschendank zählen: ich zähle daher auch nicht darauf. Früher oder später behauptet die Wahrheit immer ihre Rechte; und ihr Anhänger hat das stille Vergnügen, das in dem Bewußtseyn seiner ganz reinen Absicht liegt. Die Lüge, und der Irrthum, waren immer Feinde des Menschengeschlechts, die Peiniger der Nationen. Betrug täuschte die Welt, und schafte den Betrügern Vorthei-

le; nur wahre, vernünftige Aufklärung führt zum Menschenglück. Unser Beruf ist, die Gottheit zu erkennen, sie zu lieben; und zur Erkenntniß und Liebe führt nur die Wahrheit. Ich weiß wohl, welche Einwendungen mir diejenigen machen werden, die Liebhaber magischer Geheimnisse sind. — Ich weiß ihre Grundsätze: will sie hier anführen, und — die meinigen entgegen stellen.

1.

Wer Vorschritte in magischen Kenntnissen gethan hat, muß sparsam mit den Geheimnissen seyn, die das Antheil nur weniger Menschen sind.

2.

Warum soll der Lohn jahrelanger Arbeiten — warum Kenntnisse, die seit Jahrhunderten nur das Eigenthum weniger Menschen waren, allgemein verbreitet und aufgedeckt werden? Was bleibt dem Gelehrten für ein Vorzug, wenn das Volk alles in Büchern findet?

3.

Das Wundervolle verliehrt sein Ansehn, der Magier seinen Ruhm. Kenntnisse und Verstand hatten immer seltne Vorrechte über den Pöbel; und diese Vorrechte sollen nicht vergeben werden.

4.

Es ist kein geringer Vortheil, das Herz der Menschen, und ihren Verstand, in seiner Macht zu haben. Dieses waren bisher die Vorrechte der geheimen Wissenschaften: die Grossen in Verwunderung zu setzen, den Pöbel zittern zu machen, und die Menschen tief gebeugt zu unsern Füssen zu sehen. Soll dieses keinen Reiz für den Geheimnißvollen haben?

5.

Seit Jahrhunderten wurden Nationen durch Geheimnisse gegängelt. Durch Verstand lassen sich die Menschen nicht leiten, wohl aber durch das W u n d e r b a r e. Dort, wo man nicht lehren, nicht überzeugen kann, muß man Verwunderung erre-

gen. Der Klügere zieht Vortheile aus dem Unverstand des Dummen; und dieß ist der Lohn der Ueberlegenheit des Verstandes.

6.

Wer ein Geheimniß der Menschheit mittheilt, das er allein, oder wenige besassen, der macht sich den Menschen wieder gleich, da er zuvor eine Ausnahme war. Nur der, der allein, oder mit wenigen weiß, ist über die andern erhaben.

7.

Geheimnisse, die dem Pöbel Wunder sind, sind die Ursachen der Entstehung der größten Männer, deren Daseyn der Welt bis auf diese Stunde noch ein Räthsel ist. Nur das Wunderbare macht Erstaunen, und bauet dem Geheimnißvollen den Weg zur Verewigung.

Einleitung.

Es war von jeher meine Beschäftigung, Vorurtheile zu zerstöhren, die einen schädlichen Einfluß auf die Menschen haben könnten; unter solche Vorurtheile zähle ich auch die des Aberglaubens und der Zauberey. — Ich bemühte mich daher, so viel in meiner Macht stünde, solchen Betrügereyen nachzuforschen, wodurch man die Menschen in Irrwahn und Dummheit zu erhalten suchte. — Es gab Zeiten, in welchen sich eine Menge Menschen auf Unkösten des menschlichen Verstandes mästeten, und ihr Ansehen auf den Betrug und das Hintergehen ihres Nebenmenschen gründeten; und — wer konnte es wohl glauben, daß es noch in unserm Jahrhundert solche gäbe! — Wirklich, wenn es einem daran gelegen ist, daß man als ein Wundermann in der Welt angesehen werde, so muß man die Dummheit unter dem Volk zu erhalten suchen: denn wenn es viel aufgeklärte Köpfe giebt, die diese physikalische Spielwerke einsehen, so werden unsere übernatürliche Wunderkräfte, die wir uns so gern zueignen möchten, bald verschwinden. Es bleibt immer ein gefährlicher und die Menschheit erniedrigender Satz: " man muß die Menschen in der Dummheit und im Irr-

wahn erhalten, denn Vorurtheile sind der Zaum, wodurch wir sie nach unsern Willen lenken können." — Und dieser die Menschheit erniedrigende Satz wird dennoch noch von vielen als eine Hauptmaxime angenommen. — Durch Wahrheit muß der Mensch geleitet werden, nicht durch Lüge. Der zu betrügen sucht, kann nie edle Absichten haben. Ich schreibe für euer Wohl, ihr Menschen! — und habe vieles gewagt, vieles kaltblütig untersucht, um auf Wahrheit zu kommen. Ich will durch die Kenntnisse, die ich mir sammelte, nicht einen Vorzug vor euch haben; ich will nicht aufgeklärter, nicht künstlicher als ihr seyn; meine Wissenschaft soll auch die eurige seyn. — Ich hab nichts Verborgenes vor Euch. Meine Beschäftigung ist euch zu lieben, und euch wohlzuwollen. — Höret mich daher geduldig an, ich will euch Sachen erzählen, die euch Wunderwerke scheinen müssen, und die doch keine sind. Um euern Forschgeist zu prüfen, will ich sie euch erzählen, wie sie geschehen sind, wie sie geschehen können, und zuletzt erst, um eure Neugierde mehr zu reizen, die Sache ganz enthüllen. —

Der

Der Stiefel,

der zum Kamin hinausflog.

Es kam ein Hauptmann in Siebenbirgen in ein Dorf ins Quartier. Früh am Morgen, als er aufstand, kam sein Diener blaß und zitternd zur Thüre hinein. Herr! fieng er an, mir geschah ein Zufall, der ganz ausserordentlich ist.

Hauptm. Und was?

Diener. Ich wollte da ihre Stiefel in der Küche putzen, und sah mich um eine Schmier um, und fand keine; endlich als ich noch eine Weile herumsuchte, fand ich am Ecke in einem zerbrochenen Hafen eine Art von Fett; ich schmierte den

Stiefel damit, und hutsch — war der Stiefel zum Kamin hinaus.

Hauptm. Holl dich der Teufel mit der Lüge!

Diener. Herr! ich will selbst ein Stiefel werden, wenn es nicht wahr ist! Eine verfluchte Hexe muß diese Salbe gemacht haben.

Hauptm. Kerl, wo du nicht wahr redest, so brech' ich dir Hals und Bein. Hast du noch Salbe? —

Diener. Ja Herr! so viel ungefähr als eine welsche Nuß an der Grösse betragen mag.

Hauptm. Nun so geh in die Küche hinab, und ich will dir nachfolgen, und schmier den andern Stiefel auch; denn wenn der eine flog, so wird der andere wohl auch fliegen.

Der Kapitain glaubte nun die Sache recht klug gemacht zu haben, eilte bald in die Küche hinunter; und als er zu der Thüre hineintrat, schrie sein Dinner schon: Herr ich kann nicht mehr halten, und der Stiefel flog im Angesicht des Hauptmanns zum Rauchfang hinaus. — Da stund nun der Kapitain, und öffnete Mund und Augen, und wußte nicht, was aus der Sache zu machen wäre. — Er wollte auch noch seine

Nachtmütze schmieren, allein es war keine Salbe mehr da.

So war die Geschichte. — Nun was halten Sie davon meine Herrn! Der Hauptmann hat mir selbst diese Geschichte erzählt; er war ein wackerer Mann, sah die Sache mit eigenen Augen. Giebt es nun keine Hexensalben — was meinen Sie wohl? —

Antwort, und Enträthselung.

Die wahre Beschaffenheit der Sache war diese. Der Hauptmann war ein rascher, zorniger Mann, der wegen den geringsten Fehlern seinen Bedienten gleich mit der Reitpeitsche hernahm. Nun fügte es sich, daß der Diener die Stiefel auf die heisse Herdstatt stellte, und auf der eisernen Platte einen vollends verbrannte. Nun was war anzufangen? Die Furcht vor der Reitpeitsche machte den Diener witzig; er erzählte die Geschichte einem seiner besten Kameraden, der ihm den Einschlag gab, seinem Herrn zu sagen, daß er eine Hexensalbe fand, und daß der Stiefel zum Kamin hinaus wäre. Er wird's dir nicht glauben, sagte er, aber desto besser. Da mache dich bereit den andern Stiefel auch hin-

ausfliegen zu lassen. Der Kerl nahm Drehfaden, machte den Stiefel an, stieg in Kamin hinauf, und warf den Knäuel über das Dach hinab, damit er auf diese Weise, wenn es Zeit wäre, den Stiefel zum Kamin hinausziehen könnte. Nun fuhr er fort, wenn's dein Herr nicht glauben will, so sag, du willst den andern Stiefel auch schmieren. Dann eile geschwind in die Küche; und wenn dein Herr zur Küche hineingeht, so zieh nur fest an, damit ich den rechten Zeitpunkt beobachte; und ich will dann schnell den Stiefel zum Kamin hinausziehen. Es ist finster, und wenn er auch in Kamin hinaufsieht, so soll er die List nicht entdecken. So geschah's nun — und der Diener erzählte es seinem Herrn selbst nach einigen Jahren, der von Herzen darüber lachen mußte.

Aber verfluchter Kerl, sagte er — was hättest du nun gethan, wenn ich dich geheissen hätte, daß du auch deine Stifel schmieren solltest? —

Diener. Herr es war schon vorgesorgt; es war keine Salbe mehr da, denn Sie wollten ja gar ihre Schlafmütze schmieren lassen. —

Wenn eine Sache wunderbar scheinen muß, so muß sie ganz und nicht halb ausgeführt werden; die Sache des Wunderdings beruht darauf, daß der

Zauberer gut vorbereitet, und der Zuseher überrascht werde. —

Promenade
der Hosen eines Bürgermeisters.

Ein reicher Bürgermeister in N. kam spät am Abend nach Haus, und zwar von einer Reise, von der man noch nicht sobald seine Rückkehr erwartete. Als er nach Hause kam, war alles schon tief im Schlaf; und er mußte ziemlich lange pochen, bis endlich seine Frau aufwachte, und ihn hineinließ.

Müde von der Reise legte er sich schlafen, und erzählte seiner Frau, daß er ziemlich auf seiner Rückkehr betrofen war, als er sich unterwegs verirrte, und mit seinem Pferd bis unter den Galgen kam, woran der sogenannte Zauber Peterl gehangen war.

Ein Spitzbub war der Kerl, sagte er, das ist gewiß, aber kein Zauberer war er nicht, setzte der Bürgermeister zu seiner Rede. Spotte nicht, erwiederte die Frau, denn ich rede von solchen Leuten nicht gern. —

Bürgermeist. Pah pah! auf die Gefahr, so fodere ich den Zauber Peterl noch heraus, er soll an mir ein Wunder thun. —

Die Frau erinnerte öfter ihren Mann, nicht zu freveln; und endlich schlief er ein.

Der Bürgermeister stund früh am Morgen auf; und als es Tag wurde, kam er ganz zornig zu seiner Frau. Verwünscht! schrie er, wo sind meine Hosen? — ich weiß beym Geyer nicht, welche Hosen ich da am Leibe habe; wo kommen die Hosen her, sie sind nicht meine Hosen. —

Nun mein Gott! schrie die Frau, so ist's wirklich wahr. — Lieber Mann, was ist das! nun ist's wirklich war, ich träumte heut Nacht, der Zauber Peterl wäre vom Galgen herab gestiegen, hätte seine Hosen da gelassen, und hätte die deine abgeholt.

Bürgerm. Das wäre der Teufel. Der Bürgermeister zog rasch die Hosen herunter, und schickte eilends einen Amtsdiener zum Galgen hinaus, um zu sehen, ob der Zauber Peterl wirklich seiner Weisheit Hosen an habe — et dictum factum — die Hosen wurden durch authentische Zeugen herabgethan, und von dem Herrn Bürgermeister als sein Eigenthum rekognoszirt. —

Nun sage man mir noch einmal, es gebe keine Zaubereyen!

Auflösung.

Die Frau Bürgermeisterin liebte den Amtknecht, der die Ehre hatte bey ihr zu seyn, als der Bürgermeister ankam, und im Schrecken seine Hosen vergaß. — Der Bürgermeister, der fruh sein Beth verließ, erwischte die unrechte Hosen, und gab sich in der Eile fort. Die Frau merkte bald den Betrug, ließ ihren Liebsten holen, und trug ihm sogleich auf, die Bürgermeisters Hosen dem gehenkten Peterl anzuziehen. — Sie benützte die erzählte Geschichte, und zog sich so mit Witz aus der Sache. — Welche Zauberey! —

Die alte Hexe,

die sich in einen Hasen verwandelte.

Ja, ja, sagte der alte Forster zu N**, sagt nur immer, es gebe keine Zaubereyen! das weiß ich weit besser. — Als ich noch ein Bube von 15 Jahren war, so gieng ich einmal, es war am heiligen Abend, von der Pürsche zurück. Als ich

an's Dorf kam, da saß ein Haas an der Hecke; er schlof durch, ich feuerte nach, und da sah ich weder Hasen noch Pelz mehr — immer deuchte mir doch, als wenn hinter dem Zaun sich was rührte. Ich gieng hin, und da lag statt dem Haasen die alte Dorothe. — — Ja, ja — die Leute sagten immer, daß sie eine Hexe war. Nun sie ist darum gebüßt.

Auflösung.

Die alte Dorothe saß hinter dem Zaun, wo der Haas durchschlupfte; nun schoß der Forster die Alte statt dem Haasen, und bildete sich ein, sie wäre eine Hexe. —

Eine Elster
verwandelt sich in eine Pelzmütze.

Mir selbst begegnete einmal ein schnurriger Zufall. Als ich noch ein Bube war, jagte ich gerne in Herbstzeiten den Elstern nach. Eines Tages, als ich so auf der Pürsche war, kam ein altes Mütterchen mir anf den Weg. Herr Gott, schrie sie, — mein lieber Junge, laß er doch die böse Vögel ungehudelt, sie sind Hexenvögel, und

es kann ihm einmal Leides wiederfahren. Da lachte ich. — Nun, nun, sagte die Alte, wird's schon einmal erfahren. Ich ließ mich in meiner Jagd nicht irre machen, und verfolgte die Vögel immer bis zu einer Schmidhütte. Da saß nun eine Elster auf einen dicken Busch hin. Ich schlich ihr nach, und schoß; es schnallt und fallt. Voll von Freude wollte ich meine Elster aufklauben, und da lag eine Pelzmütze. — Dieß Ding kam mir nekisch vor: ich sah die Pelzmütze von allen Seiten an, und es war eine Pelzmütze. — He, schrie meine Alte, die hinter mir nach kam, sieht der Herr endlich, es ist Teufelsspiel; wirf er die Haube fort, es ist Hexerey. Weil wir noch zankten, fieng ein Bube, der auf einem hohen Baum saß, und einen Eichhornkobel ausnehmen wollte, zu lachen an, und erzählte, daß ein Ast ihm seine Pelzmütze herunter schlug, und in Busch warf, und bath mich nicht zum zweytenmal auf sie zu schießen. So war die Sache entschieden: — es war keine Hexerey.

Der gebannte Hund.

Es ereignete sich eines Tages, daß ein Frauenzimmer von meiner Bekanntschaft einen Hund verlohr, den sie sehr lieb hatte. Sie erzählte mir den Unfall, und sagte, ob ich ihr denn nicht ihren Hund durch eine kleine Zauberey zurück bringen könnte? — Ich antwortete ihr, daß ich mich erst ein wenig darüber besinnen müsse (denn es ist nothwendig, sich in dergleichen Sachen immer ein Ansehen zu geben). Nach einigen Tagen fragte ich die Frau, ob sie ihren Hund schon bekommen hätte? Sie erwiederte mir: nein, und daß sie alle Hofnung aufgebe, ihn wieder zu erhalten. Je nun, sagte ich, so will ich mich der Sache annehmen; und sey der Hund, wo er immer wolle, so muß er zurück. Doch machte ich die Bedingniße, daß sie alles das genau befolgen sollte, was ich ihr sagen würde. Sie gelobte mir alles freudig an.

Nun kam ich am Abend zu ihr, begehrte zwey Lichter, machte mit einer Kreide einen Kreis im

Zimmer, befahl den Anwesenden sich in diesen Kreis zu stellen, öffnete alle Thüren, und trug den Zusehern auf, ihr Ehrenwort zu geben, daß sich keiner unter meiner Operation aus dem Kreis begeben sollte, indem ich sonst nichts verantworten wollte. Alle Anwesende versprachen mir, was ich begehrte. — Nun zündete ich die Lichter an, und machte meine Beschwörung, die so hieß: Heaolif Perik Likiel Paro Rupfi Santimon ſetos albos Raros Janti ki fatchi Piliku rupfi dedeldatos.

Nun, sagte ich, muß der Hund gebracht werden. — Wie wollen Sie, daß der Teufel erscheine, der den Hund bringen soll?

Muß er kommen als ein Drach mit feurigen Augen?

Nein! nein! schrie alles.

Als ein Kameel, das Feuer ausspeit?

Behüte Gott!

Als ein Löw, der zweymal so groß ist, als ein Pferd?

O nein!

Oder als ein Rauchfangkehrer?

Nun ja, als ein Rauchfangkehrer.

Gut — Ripos Radikos beluida Rimizel Ha ka farmo kolume. Ich schlug dreymal auf den Tisch: da erschien ein Rauchfangkehrer, der zur Thüre hereintrat, und den verlornen Mops mir in den Arm gab. Alles war betroffen.

Ich machte nun meine Abschiedsbeschwörung, und trug dem Rauchfangkehrer auf, ohne Lärm und Getümmel das Haus wieder zu verlassen. Nach einer halben Viertel Stunde ließ ich die Leute wieder aus den Kreis treten.

Auflösung.

Als ich erfuhr, daß die Frau ihren Hund verlohr, schickte ich in der Stadt fleißig herum, mich zu erkundigen, ob niemand diesen Hund gesehen hätte, und versprach ein Trankgeld dem, der ihn finden, und mir überbringen wird. Es fügte sich, daß ein altes Weib den Hund fand, und mir ihn brachte. Nun behielt ich den Hund drey ganzer Tag bey mir, um den Spaß zu vollenden, den ich vorhatte. Nach 3 Tagen ließ ich einen Rauchfangkehrer zu mir kommen, und gab ihm den Hund mit dem Auftrag, daß er sich in dem Haus, wo ich die Zauberoperation vornehmen werde, versteckt

halten sollte, bis ich dreymal auf den Tisch schla-gen würde.

Zu diesem Ende öffnete ich die Thüre, damit er ungehindert eintretten konnte, und trug ihm auf, ohne ein Wort zu reden, sich wieder fortzubegeben.

So ganz natürlich war wieder diese Teufels-beschwörung, wie die meisten natürlich sind: denn sie zielen meistentheils dahin ab, sich ein Ansehen zu geben, oder Menschen zu betrügen, und das Volk in Irrwahn und Aberglauben zu erhalten, wodurch der Betrüger Profit ziehet.

Ich untersuchte dergleichen Sachen gewiß mit kaltem Blut, und setzte manchmal meine eigne Person vielen Unannehmlichkeiten aus, eine auffal-lende Sache zu ergründen. Ich entdeckte einmal die List eines Beschwörers, der die Sache so künst-lich anstellte, daß man auch mit aller Behutsam-keit und Nachforschung kaum seinen Betrug erra-then konnte; und seine Fakta würden bis zur Stun-de noch authentische Fakta seyn, aus welchen der Klügste nicht würde klug werden können, wenn ich nicht ebenfalls es gewagt hätte, den Nodum gor-dium dieses Wundermanns mit Gewalt zu zerhauen.

Ge-

Geschichte eines Wundermannes,
der das Geheimniß besaß, gestohlne Sachen wieder zurückzubringen.

Da ich seit vielen Jahren her mich beflissen hatte, alle wunderbare Zauberwerke aus den Kräften der Natur zu ergründen, und daher Bekanntschaft mit verschiedenen Männern suchte, die über so seltsame Dinge arbeiteten, so fügte sich's, daß ich vor einigen Jahren die Bekanntschaft eines Mannes machte, der privatisirte, und in seinen jüngern Jahren weit in der Welt herum kam.

Wir unterhielten uns über verschiedene Gegenstände, und kamen endlich auch darüber zu reden, daß es Menschen gäbe, die Sachen, die gestohlen worden sind, wieder zurückbringen können.

Ich sagte, der Mann war lange sehr unschlüßig über diesen Punkt, und wußte nicht, was ich aus der Sache machen sollte, die ich in meinem Herzen immer als Unsinn verwarf; mir begegnete aber, fuhr er fort, vor einigen Monaten

ein außerordentlicher Zufall, den ich mir bis zur Stunde noch nicht erklären kann. Ich war hier in der Kirche am Osterfeste; und als ich wieder aus der Kirche kam, vermißte ich meinen silbernen Degen, der mir im Gedränge gestohlen wurde.

Ich gieng ganz unmuthig nach Haus, und erzählte der Frau, bey der ich wohnte, diesen verdrüßlichen Vorfall. — Mein Herr! sagte sie, wenn Sie meinem Rathe folgen wollten, so könten Sie ihren Degen bald wieder bekommen. Ich kenne einen Mann, der das Geheimniß besitzt, gestohlne Sachen wieder zurückzubringen. Ich hab es aus eigner Erfahrung. Mir wurde vor einigen Jahren in der Kirche ein Rosenkranz von Korallen entfremdet; und ich erhielt ihn durch diesen Mann wieder. Er wohnt ausser der Stadt in einem abgelegenen Hause.

Ich begab mich mit der Frau zu diesem Wundermann, der ein alter Taglöhner war, und sich mit Schuhnägelmachen nährte. Der Mann hatte eine ganz redliche Miene; und als wir ihm unser Begehren entdeckten, machte er sehr viele Schwierigkeiten. Mein Gott! sagte er, ich besitze freilich dieses Geheimniß; aber es läßt sich nicht wohl thun. Die geistlichen Herren sehen dergleichen

Sachen nicht gern, und die Beichtväter verbieten es auf das schärfeste. Ich mag mich in meinen alten Tagen nicht mehr damit abgeben. Ich drang in den Mann, der endlich nach vielem Bitten sich überreden ließ. Ich sehe, sagte er, ihr seyd auch ein Mann, der das Seinige wohl bedarf. Gott zu Liebe will ich euch den Gefallen thun. Geht da ein wenig in meine Kammer; der Dieb soll gleich da seyn. — —

Ich tratt in die Kammer, die der Alte hinter mir zuschloß. Ich hörte eine Weile murmeln; endlich rief er uns heraus, und gab mir meinen Degen wieder. Ich war ganz erstaunt, und wollte dem Alten einen Thaler schenken; er nahm ihn aber nicht an. Es ist zuviel, sagte er: wenn ihr mir ein Allmosen schenken wollt, so gescheh's. Ich gab ihm einen Gulden, und er dankte mir.

Nun, das begegnete mir selbst, sagte dieser Mann; was denken Sie davon?

Die Sache bleibt mir, erwiederte ich ihm, wie Ihnen ein Räthsel; doch hielt ich sie einer Untersuchung werth. Besuchen wir einmal in Gesellschaft diesen Alten. Nun ja! — Die Sache ward richtig. Wir giengen an einem Abend zu dem alten Taglöhner; und wie uns der Zu-

fall günstig war, so fanden wir eben einen Mann dort, dem ein spanisches Rohr mit einem goldnen Knopfe entwendet worden ist, und der denn auch Hilfe bey dem Künstler suchte. Der Mann scheute sich vor uns nicht; und da er sah, daß ich ein wenig unglaubig war, so bestellte er uns sämmtlich nach zwo Stunden, und versprach in unser aller Gegenwart den Dieb zu bannen.

Wir kamen zur bestimmten Zeit. Der Alte setzte einen Topf mit Wasser auf den Tisch, und murmelte etwas darein; dann nahm er einen Kochlöffel, und rührte um. Meine Herren! sagte er: so geschwind ich umrühre, so eilig muß der Dieb laufen. — Und wirklich kam ein Mensch ganz athemlos zum Fenster, das offen stund, warf den Stock ins Zimmer, und verhüllte sein Angesicht mit einem Sacktuch. Du sollst nicht stehlen, sagte der Alte, schlug dreymal an den Topf, und der Dieb schrie erbärmlich, und bath um Vergebung. Vade in pace! sagte der Alte, und ließ ihn gehen. Der Fremde dankte für seinen erhaltenen Stock, und gab ihm ein Allmosen; denn über einen Gulden nahm er nicht an.

Dieses sah ich nun mit eignen Augen; hätte es beschwören können, und wußte aus der Sache

nicht klug zu werden. Was halten nun Sie davon? sagte mein Freund. Ich weiß nicht, was ich denken soll, erwiederte ich: es ist seltsam; aber ich bin über die Gewißheit noch nicht ruhig.

Auflösung.

Ich ersuchte den Taglöhner, er möchte sich nach einigen Tagen zu mir in meine Behausung begeben. Er kam; ich nahm ihn mit mir auf ein eignes Zimmer, und sprach ihn über die Sache. Ich konnte aber aus allen seinen Reden nicht klug werden, denn er behauptete immer, dieses Geheimniß von einem Zigeuner gelehrnt zu haben, und man müsse dazu in einer gewissen Konstellation gebohren seyn. Als ich durch verschiedenes Nachforschen mancherley Widersprüche entdeckte, redete ich ernsthafter mit dem Mann, und sagte: Hört! eure Sachen sind Schwänke; wenn ihr mir aufrichtig den Betrug gestehet, so will ich euch gute Freunde und Hilfe in euren Umständen verschaffen; wo nicht, so werde ich euch bey Obrigkeit als einen Betrüger anzeigen. Um Gotteswillen! thut das nicht, sagte der Alte; ich will euch gern alles gestehen. Ich bin ein armer Mann, und muß mich und meine Familie kümmerlich nähren. Da

kam ich auf den wunderbaren Einfall, und miethete einige Buben, die in der Kirche den Leuten Degen, Rosenkränze, Stöcke, und was sie erwischen könnten, stehlen müssen. Die Buben bringen die gestohlene Sachen zu mir; dann hab ich schon wieder Leute, die auf mich glauben, und andere zu mir weisen. Ich gebe den Leuten die gestohlnen Sachen wieder zurück, unter dem Vorwande, als hätte ich den Dieb gebannt. So gieng es auch mit dem Diebe, der ans Fenster lief, und von mir unterrichtet war. So geschieht es zuweilen, daß jemand zu mir kömmt, dem auch etwas gestohlen worden, aber nicht von meinen Leuten, so daß ich ihm sein verlohrnes Gut nicht mehr schaffen kann. Ich sage nun: der Dieb sey schon übers Wasser, und meine Kunst habe keine Kraft mehr. — Ich bitte euch, Herr! macht mich nicht unglücklich; mein Handwerk ist ja doch ehrlicher als Stehlen.

Ich führte den Alten zu meinem Freunde; und er mußte diesem ebenfalls die Sache entdecken. Wir verwiesen ihm sein Unternehmen, und stellten ihm die Folgen vor, und die Gefahr, der er diejenigen Leute aussetzt, die seine Lieferanten seyn müssen. Wir sorgten, daß er von einigen Guten

monatlich einen Beytrag erhielt, damit er dieses niedrige Gewerb aufgab, und versprachen ihm die Sache geheim zu halten bis nach seinem Tode — zufrieden mit der Gewisheit, dieses Geheimniß der Betrügerkunst entdeckt zu haben.

Der
Zauber-Knödl.

Es lebte unweit der Stadt *** ein sehr armer Taglöhner, der sich mit seiner Arbeit hart ernährte. Er hatte viele Kinder, und seine Umstände wurden immer mißlicher. Traurig saß er eines Tages vor seiner Hütte, und weinte bitterlich. Da gieng ein armes Weib vorüber. Nachbar! redete sie ihn an: was weint ihr so?

Der Taglöhner. Mutter! ich bin in so elenden Umständen; wohin ich mich auch wende, finde ich nirgends Hilfe. Ich bin zu Reichen und Grossen in der Stadt gegangen, und hab Hilfe gesucht; aber da kömmt man eben recht, wenn man zu den Reichen geht; sie haben weder Gefühl, noch Mitleid.

Das Weib. Nachbar! ihr müßt den Muth nicht sinken lassen. Es giebt doch noch Leute in der Welt, die gut sind; es giebt ihrer zwar nicht viel, aber doch immer einige. Wendet euch an den Einsiedler, Nachbar! der dort oben am Berge wohnt; er ist ein Wundermann. Man sagt zwar, er wäre ein Zauberer, und hätte mit dem ††† Gott behüt uns! Umgang; aber das kann ich doch kaum glauben, denn er thut den Leuten gar viel Gutes. Ich hab lange Zeit in Zwietracht und Zank mit meinem Manne gelebt; und da gieng ich auch zu ihm, und er half mir gleich, indem er mir eine Flasche Wassers gab, davon ich Gebrauch machen mußte. Geht hin, Nachbar! ihr werdet sehen, er hilft.

Der arme Taglöhner machte sich auf, und besuchte den Einsiedler. Frater Marx, so hieß der Klausner, ließ sich von dem Manne seine ganze Lebensgeschichte erzählen. Freund! fieng er an, ihr müßt ganz was besonders thun. Ich will euch einen Zauberknödl machen lehren, und die Leute sollen euch das Geld ins Haus tragen. Hier habt ihr einige Gulden, kauft Mehl und Brod dafür. Nun machten sie daraus einen Knödl, der 30 Schuhe im Umkreise hatte, so daß man diesen

Knödl in der größten Bierpfanne, die zu finden war, sieden mußte. Sobald der Knödl gesotten war, ließ der Eremit eine Hütte darüber bauen, und befahl dem Taglöhner in der Hauptstadt sein Kunstwerk anzukünden.

Es ist, lautet die Ansage, in einer eignen Hütte ein grosser Kunstknödl zu sehen, der 30 Schuhe im Umkreise hält — ein Knödl, dergleichen man noch nie einen seit Erschaffung der Welt gesehen hat. Auf dem ersten Platz bezahlt die Person 6 Kreuzer; auf dem zweiten 3, auf dem letzten 2 Kreuzer. Wer aber von diesem Kunstknödl kosten will, bezahlt 12 Kreuzer; auch sind Abdrücke davon in Kupfer das Stück à 4 Kreuzer zu haben.

Nun lief Groß und Klein, Reich und Arm nach hunderten der Hütte zu, und alles wollte den Kunstknödl sehen, alles wollte von dem Knödl kosten; und der Taglöhner bekam in einigen Tagen ein schönes Kapital. Als er sich so einige hundert Gulden erworben hatte, kaufte er sich einen kleinen Bauernhof, bezahlte seine Schulden, und lebte glücklich. Er besuchte seinen Eremiten, und dankte ihm. Doch, Frater! sagte er, kann ich auch dieses Geld mit gutem Gewissen behalten, und war nicht Teufelshilfe bey dem Knödl?

lieber Mann! erwiederte der Eremit; ich bin kein Zauberer, aber ich kenne die Natur und den Menschen. Die Reichen geben selten aus Großmuth oder Mitleiden: sie sind karg, wenn es auf Unterstützung des Elendes ankömmt; und verschwenderisch, ihre Neugier zu befriedigen. Ihr hättet Thränen von Blut weinen dürfen; und ihr würdet dieses Geld nicht erhalten haben, das sie doch gerne hinwarfen, um etwas zusehen, das in sich selbst nichts ist. Meine Zauberey ist ganz natürlich; ich habe die Oberhand über die Menschen, da ich ihre Leidenschaften benütze. Genießt euer Geld in Ruhe.

Der Taglöhner. Also seyd ihr wirklich kein Zauberer?

Der Einsiedler. Wirklich nicht.

Der Taglöhner. Also habt ihr mit dem Teufel keine Gemeinschaft?

Der Einsiedler. Nein! meine Teufel sind die Leidenschaften der Menschen; diese haben Teufelsgewalt über sie.

Der Taglöhner. Nun, Gott vergelts euch! Sagt mir aber noch, was habt ihr meiner Nachbarin gegeben, daß sie wieder mit ihrem Manne so gut hauset? sie lebten ja einst wie Hunde und Katzen.

Der Einsiedler. Mein Mittel war eben so natürlich, als der Zauberknödl. Hört mich an. Ich wußte, daß eure Nachbarin ein schlimmes Maul hatte, und so lang mit ihrem Manne zankte, bis sich endlich der Disput mit Schlägen endigte. Wenn ich ihr nun gesagt hätte: ihr müßt eurem Manne nachgeben, so hätte ich fruchtlose Worte gesagt, denn ich kenne die Weiber.

Ich gab ihr daher eine Flasche frisches Brunnenwasser, murmelte etwelche Worte darüber, und befahl ihr, daß sie, sobald ihr Mann zu zanken anfängt, von diesem Zauberwasser einen Schluck in den Mund nehmen, und so lange behalten soll, bis ihr Mann wieder besänftigt ist, welches bald geschehen wird. Sie thats, und dachte nicht daran, daß die ganze Zauberey darin bestund, daß sie ihrem Manne nicht nachbellen konnte, so lang sie den Mund voll Wassers hatte, und daß folglich auch die Schläge, die die Folgen ihres Wiederbellens waren, aufhören mußten. Durch dieses Mittel gewöhnte sie sich endlich das Zanken gänzlich ab, und das glückliche Paar lebt nun friedlich. Geht hin im Frieden, lieber Mann! und wisset, daß der Philosoph sich nur natürlicher Mittel zu seinen Zaubereyen bedient.

Der durch das
Abracadabra verzauberte Jude.

Ein Mann, von gleicher Denkart, wie der Eremit, von dem ich eben erzählte, lebte in einer Stadt, wo man ausserordentlichen Wucher trieb. Ein ehrlicher, aber armer Bürger entlehnte von einem Juden etwelche hundert Gulden, die er ihm nach einem halben Jahre schon wieder hätte zurückzahlen sollen. Die Frist war vorüber; und es ereignete sich, daß der Bürger recht viel hätte gewinnen können, wenn ihm der Jud sein Geld noch auf längere Zeit geborgt hätte. Der Mann ersuchte den Juden darum; es war aber alles vergebens: er gab keiner Vorstellung und keiner Bitte Gehör, und verlangte ohne weiters sein Geld. Der Mann war ganz traurig, und trank seine Maaß Bier im Wirthshause unter Thränen. Da kam ein Taschenspieler ins Zimmer, und machte verschiedene Gauckeleyen. Man drang in den Bürger, daß er doch zusehen sollte. Ich hab den Geyer von dem Spaß! sagte der Bürger ganz unwillig. Wenn er meinen Juden verhexen kann, fuhr

er fort, daß er mir sein Geld noch auf ein halbes Jahr leiht, dann will ich auf seine Wunderwerke glauben. Der Taschenspieler hörte es. Warum denn nicht? rief er, erzählt mir nur ein wenig eure Geschichte. Der Bürger thats. Schlägt ein! fuhr der Künstler fort, ich will den Juden bezaubern, daß er euch das Geld lassen muß.

Ihr könnts nicht, schrie ein anderer auf. Wenn ihr das könnt, so will ich dem Bürger da die ganze Schuld bezahlen, und euch obendrein zehn Dukaten.

Es kam zum Gewette. Ich muß 20 Thaler haben, sagte der Künstler; man gab sie ihm. Dann schrieb er auf jeden Thaler ein hebräisches Wort, sagte dem Bürger etwas ins Ohr, und trug ihm auf, sogleich zu dem Juden zu gehen, und den Wechsel prolongirt zurückzubringen. Alles war nun voll der Erwartung. Nach einer halben Stunde kam der Bürger freudig mit dem prolongirten Wechsel zurück, und der Künstler gewann die Wette.

Nun, sprach man, die Zauberkraft muß doch in den Worten gelegen seyn, die der Taschenspieler auf die Thaler krizzelte. Ich wills euch erklären, sagte der Künstler. Meine Kunst besteht darinn,

daß ich die Menschen kenne. Welche Absicht hat der Jude, als Gewinn, wenn er darleiht? — übermäßigen Gewinn. Ich sagte nun dem Bürger, er sollte ihm zweyfaches Interesse auf ein halbes Jahr vorausbezahlen mit dem Beding, den Wechsel noch zu prolongiren. Des Juden Charakter war Wucher; er suchte nur zu gewinnen, und achtete den zu besorgenden Risiko bey der Gegenwart des augenblicklichen Gewinnes nicht. Dies war mein Abracadabra; ist es nicht ganz natürlich? — Der Wucherteufel half meinen Zauber vollenden.

Die verzauberten Advokaten, oder Die Planetenstunde.

Ein redlicher Mann wurde mit einigen Wucherern in einen Prozeß verwickelt, die ihm Geld in mißlichen Umständen vorgestreckt hatten, und ihn abscheulich hintergiengen. Sie drangen auf

die Bezahlung, und bedienten sich der stracken Exekution des Wechselrechts. Trostlos war der arme Mann. Ums Himmelswillen! seufzte der Redliche, könnte ich nur den unmenschlichen Wucher erweisen; ich bin versichert, die Unbarmherzigen würden ihre Wechselfreyheit verliehren, und mich würde man mit der stracken Exekution verschonen. So klagte der Unglückliche. Ein alter Rechtsgelehrter hörte ihn. Herr! sagte er, habt ihr denn keine Beweise? Mein Gott, nein! erwiederte der Bedrangte; wenn meine Gegner nicht selbst ihr Gewissen rührt, den Wucher einzugestehen, so bin ich verlohren: und wie werden die Unmenschen das thun? Ich will euren Handel über mich nehmen, sagte der alte Rechtsgelehrte, und will durch meine Zauberkraft die Kerls so verblenden, daß sie sich selbst als Wucherer angeben müssen.

Könnt ihr das, erwiederte der Arme, so dank euch Gott! denn ihr habt eine Familie dem Untergange entrissen.

Der Rechtsgel. Sorgt euch nicht; ich besitze einen spiritum familiarem, der eine Antipathie gegen alle Schurken hat, und der wird mich nicht verlassen.

Der Rechtsgelehrte nahm die Sache des Bedrangten über sich, erschien bey Gericht, und brachte es dahin, daß die Wucherer selbst ihren Wucher eingestanden haben, und sie sogleich von den Richtern wegen ihrer abscheulichen Behandlung der Freiheit des Wechselrechts unfähig erklärt worden sind. Die Sache verbreitete sich in der Stadt; und man beschuldigte den Rechtsgelehrten eines Bündnisses mit dem Teufel. Es ist gar nicht möglich, hieß es; er muß mit einem Geist in Verbindung gestanden seyn: denn wie würde er es sonst dahin gebracht haben, daß die dummen Kerls selbst ihren Wucher vor Gericht bekannten? Ganz natürlich, sagte der Alte; mein spiritus familiaris war freilich mächtiger als der Wucherteufel. Der Ruf von der Sache kam auch den Richtern zu Ohren, und man inquirirte auf den Zauberer; denn man setzte hinzu, er hätte schon öfter dergleichen Verblendungen gemacht. Es kam dahin, daß der wackere Alte zur Rede gestellt wurde, und seine Vertheidigung war diese: Meine Zauberey, sprach er, war ganz natürlich. Ich kam zu Gericht, und diktirte zu Protokoll. Zuerst schilderte ich den unmenschlichen Wucher; alsdann diktirte ich immer fort, aber ganz unbedeutende Sachen, und

diktirte bis es 12 Uhr schlug. Zu dieser Stunde wollten die Advokaten meiner Gegner fort; ich ersuchte aber den Richter, die Sache bey der Kommission noch auszumachen. Er willigte in mein Gesuch; und nun wurde mein Receß gelesen, der aber so herabgehudelt wurde, daß die Herren Anwälde das erste vergassen, bis sie zum letzten kamen. In der Verlegenheit, in der sie waren, weil die gewöhnliche Stunde schon vorüber war, diktirten sie was Unbedeutendes zu Protokoll, und vergassen dem Wucher, den ich ganz Anfangs meines Recesses setzte, zu widersprechen. Ich nahm daher die Sache für einbekennt an, und bath den Richter bey dieser unmenschlichen Behandlung sie der stracken Exekution zu berauben, welches auch geschah.

Mein spiritus familiaris kannte den spiritum familiarem der meisten Herren Anwälde, denen es größtentheils mehr um die Kommissions-Gelder, als um die Sache zu thun ist, besonders wenn die Glocke Mittag geschlagen hat, und die Hofnung einer Kommissionsresumption da ist. Deine Gegner, sagte mir also mein spiritus familiaris, werden vermuthlich bey dem langen Receß den Anfang vergessen, bis sie zu Ende kommen; und es scheint also sehr wahrscheinlich, daß ihre Hastigkeit,

mit der sie die Sache behandeln werden, und ihr Rechtsmechanismus, der nach der Mittagsstunde weniger Kraft hat, weil seine Haupttriebfedern schon geschwächt sind, dir einen großen Vortheil über sie einräumen, und dein Verhältniß gegen sie wie 10 gegen 1 seyn wird; welches auch richtig geschah. Alles also ganz ohne Zauberey; denn der spiritus familiaris eines Rechtsfreundes, der die Sache aus Herzensgrund, und nicht blos aus Interesse vertheidigt, ist immer dem spiritus familiaris eines Advokaten überlegen, der nur wegen der Kommissionsgelder erscheint: denn, wenn die Mittagsstunde vorüber ist, hat dieser spiritus keine Kraft mehr, und erhält seine Thätigkeit erst wieder bey einer künftigen Kommissionsstunde. Und dieses alles hab ich, sagte er, aus astronomischen Beobachtungen der Rechtsgelehrten, und dem Einfluß, den die Planetenstunden auf ihre Handlungen haben, gelernet.

Der Maienkäfer macht Antons Glück, eine Feengeschichte unserer Zeiten.

Anton war der Sohn eines Kupferstechers. Er gieng eines Tages nach seiner Arbeit spazieren. Es war ein Maiabend; und Wonne und Vergnügen lachte rings umher von den blühenden Fluren, die ganz mit Blumen überdeckt waren. Anton fühlte das Vergnügen, das ein schöner Frühlingsabend uns gewährt, und jagte den Maienkäfern nach, die schwarmweise sich auf die Bäume lagerten. Einer der schönsten und prächtigsten Käfer saß am Gipfel einer Staude, und wurde Antons Gefangener. Lange betrachtete Anton diesen sonderlichen Maienkäfer; er war schlanker als alle übrigen, und seine Flügel waren bräuner als die Flügel der übrigen Maienkäfer. Ich will dich nicht tödten, sagte Anton, armes Thier! genieße das Leben, und freue dich deines Daseyns. Er ließ den Käfer wieder fliegen. Wie erschrack aber Anton, als im Augenblick eine schöne Dame

vor ihm stund. Guter Knabe! sagte sie, die Güte deines Herzens soll dir belohnt werden; denke in allen deinen Handlungen: eine gute That bringt immer Lohn. Die Dame gieng wieder fort, und schenkte dem Knaben ein schönes Stück Geld.

Wahrhaftig! sagte Anton, diese Dame war gewiß eine Zauberin. Ich hab unlängst so ein Feenmärchen gelesen; sie mag vielleicht selbst der Maienkäfer gewesen seyn. Doch gut! ich will mich des Sprichworts erinnern: Eine gute That bringt immer Lohn. Anton kehrte ganz vergnügt nach Hause, und war munter; arbeitete jeden Tag fleißig fort, und sang manchmal: eine gute That bringt immer Lohn.

Es fügte sich, daß Anton in die Fremde reisen mußte. Er kam nach Paris. Da war er lange, und vervollkommnete sich in der Zeichnung. Allein sein Glück fieng ihn an zu verfolgen; er wurde krank — lag lange krank, mußte das Haus verlassen, wo er arbeitete, und war aller Hilfe entblößt. Er saß traurig auf dem Zimmer einer armen Wittwe, die selbst sehr bedrangt lebte, und viele Kinder hatte. Sein Haupt auf die Rechte gestützt, schlummerte er am Fenster; aber gäbling wurde er aus seinem Schlummer aufge-

weckt, indem ein Knabe seiner Hausfrau zu ihm kam, und ihm einen Maienkäfer brachte. Mein Gott! rief Anton, und erinnerte sich des glücklichen Tages seiner Jugendjahre, und der Dame, die er an selbem sah. Eine gute That, sagte sie, bleibt nie unbelohnt. Mein Gott! ich that so viel Gutes, als ich konnte, und nun bin ich doch so elend! — — Er nahm den Maienkäfer, und ließ ihn fort fliegen. Geh hin, sagte er, und bettle Mitleiden bey deinen Brüdern für mich, denn ich finde keines bey den Menschen. Der Maienkäfer flog fort; und als es Abend wurde, und Anton noch am Fenster saß nahe an einem kleinen Gärtchen, kamen so viele Maienkäfer in sein Zimmer geflogen, daß die Leute darinn kaum mehr Ruhe vor ihnen hatten. Anton haschte nun einige, und kleidete sie als kleine Soldaten; setzte ihnen Mützen auf, gab ihnen Säbelchen von Papier in die Füsse, und schenkte sie den Kindern seiner Hausfrau zur Unterhaltung. Den andern Tag trugen die Kinder diese Rekruten in die Stadt, wo man nicht gewohnt war, diese Tändelei zu sehen. Es fügte sich, daß ein Marquis dieses Spielwerk sah; kaufte den Jungen so einen gekleideten Käfer ab, und brachte ihn nach

Hof, und erkundigte sich sogleich um das Haus desjenigen, der diese Käfer so bekleidete. Der Käfer kam in die Hände einiger Damen. Man lachte über den Einfall; und bald wurde Anton berufen, und mußte eine ganze Maskerade von Käfern machen. Nun arbeiteten Frau und Kinder, Anton und Gesellen — alles an Käfer-Masken; und die Bestellung wurde so stark, daß man eine halbe Luisd'or für einen maskirten Käfer bezahlte. In etlichen Wochen erwarb sich Anton so viel Geld, daß er sich ganz aus der Noth retten konnte; er half auch der armen Frau, bey der er wohnte, und heurathete bald ein reiches Mädchen. Als er die erste Nacht auf das Zimmer seiner Braut kam, träumte er, einen großen Maienkäfer auf dem Nachttisch zu sehen, der so zu ihm sprach:

„Anton! lerne durch dein Schicksal die Men„schen kennen. Talente, Kunst und Tugend „machen selten das Glück am Hofe: es muß im„mer etwas seyn, das die Neugier der Reichen „kizzelt, wenn sie von ihrem Ueberfluße mittheilen „sollen. Studiere die Menschen, und denke, daß „die Zauberkraft über den Ungebildeten oft in den „unbedeutendsten Dingen liegt, und sollte es auch „oft nur ein Maienkäfer seyn."

Nota.

Die Feendame war eine natürliche Dame, die hinter dem Busche saß, als Anton den ersten Käfer fieng.

Der
Mann ohne Kopf.

Ein berühmter Taschenspieler kam in eine Stadt, und stieg bey dem ersten Gasthofe ab. Er wohnte einige Tage da, als sein Diener einst ganz betroffen an dem Tische saß, und kein Wort sprach. Warum so traurig, Kammerad? sagte ein anderer Diener; was fehlt euch denn? Ihr sehet ja ganz verzweifelt aus.

Der erste Diener. Glaubs wohl. Ich wollte, ich wäre nie bey meinem Herrn in Dienste getretten.

Der Kellner. Warum?

Diener. Ja — da hats ganz besondere Umstände.

Kellner. Wer ist denn euer Herr?

Diener. Er giebt sich für einen Taschenspieler aus; aber ich glaube, er ist ein Schwarzkünstler, oder der Teufel selbst.

Kellner. Wie das?

Der Diener. Ja, das kann ich euch nicht erklären; ihr müßts selbst sehen. Früh Morgens nimmt er seinen Kopf von den Schultern herab, setzt ihn in die Schüssel, und scheert sich so den Bart ab. Manchmal geht er wohl eine Stunde ohne Kopf auf und ab, und sagt, es inkommodire ihn sein Kopf zu sehr. Eben so macht ers mit seinen Füssen. Neulich wollte er spazieren fahren, und dachte nicht mehr, daß er den Schuster bestellt hatte, um sich Stiefel anmessen zu lassen. Ich erinnerte ihn daran. Ey, sagte er, was thut das zur Sache? Hier hast du meine Füsse; ich lasse sie zu Hause, und fahre mit dem übrigen Körper spazieren: und solchen Possen mehr.

Der Kellner. Ey, ey! das ist sonderbar. So was sollte er öffentlich machen; er könnte sich damit schwer Geld verdienen.

Der Diener. Er thuts auch wohl manchmal; aber jezuweilen will er nicht. Dergleichen Leute haben ihre sonderliche Launen.

Der Kellner. Könnte man denn diese Seltenheit nicht sehen?

Diener. Warum nicht! Ich will euch ein Loch in die Thüre bohren, und Morgens, wenn er sich den Bart schert, könnt ihr (aber verrathen müßt ihr mich nicht) heimlich hinein gucken, und ihr werdet Wunder sehen.

So geschahs. Den andern Morgen schlich sich der Kellner zur Thüre, und sah durch die heimliche Oeffnung hinein; und da saß nun der Taschenspieler, hatte seinen Kopf in einer Schüßel, und scherte sich den Bart ab. Der Kellner rief die Hausmagd herbey, die Hausmagd die Köchin, die Köchin den Hausknecht, der Hausknecht den Kutscher, und nun war die Stadt bald von dem Wunder voll. Wir haben es mit eigenen Augen gesehen, hieß es, u. s. w.

Auflösung.

Durch das Geheimnißvolle erhalten Scharletane ihr Ansehen. Das Wunder mit dem abgenommenen Kopf in der Schüssel geht so natürlich zu, als nur was natürlich seyn kann. Man nimmt ein Brett, das in der Mitte eine runde Oeffnung hat, wodurch man den Kopf stecken kann; dann

eine Schüssel, die sich um die Mitte des Halses schließt, weil sie ebenfalls in der Mitte rund ausgeschnitten ist. Weiters hat man einen falschen Rumpf, den ein anderer auf den Kopf setzt, und seinen Schlafrock darüber anzieht, so, daß man glaubt einen Mann ohne Kopf zu sehen. Die Sache in sich selbst würde nicht das geringste Aufsehen machen, wenn nicht das Geheimnißvolle mit verwebt wäre. Allein die Neugier von Leuten ohne Kenntniß; die Erklärung des Dieners, der mit seinem Herrn verstanden ist; alles dies macht das Wunderbare aus. So verhielt sich die Sache eben, als ein anderer zu gleicher Zeit zu drey Thoren in die Stadt kam. Der Hauptkunstgrif aller dieser Scharletanerien besteht darin, daß sie unverhoft geschehen, und die Menschen dazu nicht vorbereitet sind, damit sie nicht Zeit zur Ueberlegung haben, denn sonst würden alle diese Hexereyen entdeckt werden.

Um die Menschen von dieser Wahrheit zu überzeugen, machte ich selbst schon eine Probe dieser Tändeleien. Auffallender ist es aber, wenn man in einem magischen Zimmer augenblicklich ohne Kopf erscheint; aber eben so natürlich. Dieses geschieht mittels eines Spiegels, der so gerichtet

wird, daß er mit meinem Halse in horizontaler Lage steht. Das Zimmer muß mit schwarzen Tapeten behangen seyn, und schwache Lichter so angebracht werden, daß man nicht vermuthet, daß ein Spiegel im Zimmer ist, welches sich ganz leicht zubereiten läßt. Wenn ich nun seitwärts eine Person verstecke, so, daß sie in gleicher Linie mit dem Spiegel steht, so glaubt man eine Person ohne Kopf zu sehen. Nach der Theorie der Stralenbrechnung kann man hundert solche Vorstellungen machen, die in sich selbst nichts als Täuschungen sind.

Der bezauberte Vogel.

Ich gieng eines Tages hier im Hofgarten spazieren; es war an einem Feyertage, an dem sehr viele Leute auf dem Spaziergang waren. Ich beobachtete von ungefähr; daß eine Menge Menschen sich in einer Allee sammelten. Ich trat auch näher, und fragte, was es denn hier gäbe? Man sagte mir, daß eine sehr schöne Grasmücke auf

dem Baum wäre. Einige zeigten sie mir mit den Fingern; andere aber sagten, sie sähen sie nicht. Eine Grasmücke? wiederhollte ich; ach! die wollte ich alsobald vom Baume mit einigen Worten herunterzaubern, wenn ich nur einen neuen irdenen Topf hätte. Könnten Sie das? sagte ein Frauenzimmer von den Anwesenden: o thun Sie es doch; ich bitte Sie darum. Nach einigen Augenblicken war schon ein neuer Topf da, den flugs, ich weiß nicht wer, gehollt hatte. Nun hab ich noch Kohlen nöthig, sagte ich. Man brachte mir auch diese; und nun machte ich einen Kreis auf die Erde, stellte den Topf in die Mitte, und schrieb einige magische Charaktere darauf. Nun ist sie fort! schrie ein Bube; wirklich fort! riefen mehrere. Ja, sagte ich, sie ist fort, und unter diesem Topfe, wenn die Dame so gütig seyn will, sie herauszunehmen. Es geschah, und die Grasmücke war wirklich unter dem Topfe. Nun gabs immer zu fragen: "aber mein Gott! wie konnten Sie das? — das ist wirklich Zauberey." Ohne Widerspruch; es ist Bann; Sie werden wohl gehört haben, daß, wenn man ein Thier mit dem Namen nennt, welchen ihm Adam gegeben hat, man es bannen kann. Es gab nun verschiedene

Erklärungen; und Niemand konnte dieses Räthsel verstehen. Hier ist die

Auflösung.

Ein Bube brachte mir eines Tages eine schöne Grasmücke. Ich kaufte sie ihm ab, und sagte: hier zahle ich dir einen Gulden obendrein, wenn du thust, was ich dir befehle. Heut Nachmittag geh in den Hofgarten, stelle dich zu einem Baum, und sieh immer auf den Baum hinauf, bis dich Jemand frägt, warum du so hinaufsiehst. Rufe dann: eine Grasmücke! eine Grasmücke! und sieh immer auf den Baum. So sagte ich zu dem Buben, und konnte mir leicht einbilden, daß sich bald mehrere Menschen sammeln werden, welches der Neugier wegen, die in uns liegt, so gewöhnlich ist. Ich sann also mein Kunststück schon vorhin aus, und trug die Grasmücke bey mir in der Tasche, als ich in den Garten gieng; und um allen Verdacht zu vermeiden, kam ich etwas später. Kohlen und Topf begehrte ich darum, um dem Argwohn einer Vorbereitung zu entfliehen; und natürlicher Weise konnte ich mir wohl einbilden, daß, wenn ich sagte, ich könnte den Vogel herunterzaubern, daß sich gewiß einige

finden würden, die mich darum ersuchen. Unterdessen der Topf gebracht wurde, steckte ich meine Grasmücke nach Taschenspieler Art darunter, und so geschah die Zauberey.

Bemerkung.

Wenn ich zum voraus gesagt hätte, heut will ich eine Grasmücke von einem Baume herunterzaubern, so würde mein Kunststück schon viel verlohren haben. Aber der Schein des Ungefährs gab ihm erst den Werth des Wunderbaren; denn man sagte: die Grasmücke war ja auf dem Baume; wir sahen sie, ehe er kam; er kam von ungefähr; wußte nichts von der Sache; ich selbst hab ihn erst davon unterrichtet; ich hab ihm den Topf gebracht — — Ja ja! es giebt immer Dinge, die Zauberey sind. — Natürlich! nur muß man nicht wissen, daß die Grasmücke in der Tasche ist.

Die bezauberte Bäume, welche zu tanzen anfiengen.

Ich war einst bey einem meiner guten Freunde auf seinem Landgute. Jeden schönen Abend giengen wir spazieren, und manchmal wandelten wir bis gen Mitternacht in mondhellen Nächten herum. Einige Frauenzimmer machten unsere Gesellschafterinnen aus, und wir unterhielten uns den ganzen Herbst über sehr angenehm. Die Frauenzimmer drangen öfter in mich, daß ich ihnen doch einige Zauberkünste zeigen sollte. Ich stellte mich aber mehrere Wochen, als wenn ich gar nicht dazu aufgelegt wäre, und entschuldigte mich immer unter dem Vorwande, daß ich keine Geräthschaften zu dergleichen Kunststücken bey mir hätte.

Eines Abends giengen wir wieder nach der Mahlzeit auf die Promenade, wohin wir uns gewöhnlich begaben. Der Weg führte uns durch ein blumigtes Thal, das ein Bach durchfloß, der

der Länge nach mit Weidenbäumen besetzt war. Ich stellte mich diesen Abend an, als wenn ich sehr traurig wäre. Was fehlt Ihnen denn, sagten einige aus der Gesellschaft, daß Sie so niedergeschlagen sind? Mein Gott! erwiederte ich: ich dachte eben nach, daß es so viel Wunderliches in der Natur giebt, und heut eine herrliche Nacht zu Geistererscheinungen wäre. — Zu Geistererscheinungen? wiederhollte die Gesellschaft, und lachte aus vollem Halse; möchten Sie uns nicht einen Geist sehen lassen? — Sie spotten, sagte ich, meine Damen, und wissen doch nicht, warum? Wenn ich Sie nun beym Wort nähme, so weiß ich doch gewiß, daß Sie mir vielleicht aus Furcht davon laufen würden. Aber seyn Sie versichert, ich bin nicht so indiskret; ich wollte eine andere Erscheinung machen, die lange nicht so fürchterlich ist; und sie würde doch einen sehr heftigen Eindruck auf Sie verursachen. Wenn ich zum Beyspiel einige Bäume aus dieser Allee herauszitirte, und sie tanzen ließ, was würden Sie dazu sagen? — Alles lachte nun. Ach! thun Sie das! hieß es; thun Sie es, wenn Sie können. Ich stellte mich, als wenn ich ein wenig aufgebracht wäre, entfernte mich etwelche Schritte, und sprach

etliche unverständliche Worte. Im Augenblick tratten zehn Felberbäume aus der Allee, und fiengen sich zu bewegen an, als wollten sie tanzen. Ich sah mich kaum um, so waren meine Frauenzimmer schon fort, und eilten, so sehr sie konnten, nach Hause. Als ich zurückkam, spottete ich nun ihrer Feigheit; sie wußten aber bis auf diese Stunde die Enträthslung des Wunders nicht.

Auflösung.

Ich wußte, daß wir gewöhnlich am Abend in dieser Gegend spazieren giengen; daher sah ich mir einen bequemen Ort zu meiner Erscheinung aus. Unter dem Vorwande, als wenn ich des Tages auf der Jagd wäre, begab ich mich zu einem Bauer, und miethete zehn Bauernjungen, die ich zu meinem Experiment gut bezahlte. Wir nahmen nun Getraidsäcke, benetzten sie mit Leimwasser, und überzogen sie mit Moos und Baumbart so, daß sie endlich die Form des Stamms von Felberbäumen erhielten. In der Höhe befestigten wir ein rundes, zimmlich grosses Stück Holz, welches so gestaltet war, daß, wenn ein Mensch die Sackmaske über sich hatte, diese Art von hölzener Kappe auf den Kopf zu stehen kam.

Dieses Holz hatte mehr als hundert Löcher, in die wir abgeschnittne Felberruthen steckten, so daß das Ganze einen Baum vorstellte. Eh es Abend wurde, maskirte ich daher meine Bauernjungen, und theilte sie so ein, daß allzeit zwischen zween wahre Felberbäume ein falscher zu stehen kam: auch gab ich ihnen das Zeichen, daß wenn ich in die Hände schlüge, sie sich aus der Reihe begeben, und eine Art von Tanz machen sollten. Das betrügerische Licht des Mondes, das Unerwartete vollendeten meine Zauberey; denn wem würde es sogleich einfallen, daß maskirte Bäume unter den übrigen stehen sollten? Bey solchen Sachen kömmt alles nur auf den rechten Zeitpunkt an. Das Unverhofte und Unerwartete wirkt ausserordentlich heftig auf den Menschen: denn die Verwirrung von Ideen erweckt Furcht und Schrecken.

Die Zauberstatue.

Um eine Probe zu machen, wie weit die Ueberraschung im Stande ist, auf den Menschen zu wirken, machte ich mit einem sehr herzhaften

Manne einen Versuch. Es war ein alter Hauptmann, der sehr viel gesunde Vernunft hatte, und eben so viel Erfahrung. Wir sprachen oft über verschiedene Wunderdinge, über welche er immer ein sehr gesundes Urtheil fällte. Eines Abends giengen wir in einem Garten spazieren, und unterhielten uns ebenfalls vom Wunderbaren. Herr Hauptmann! sagte ich, ich weiß, Sie sind ohne Furcht, und ich auch. Wenn aber da auf einmal so eine Statue von ihrem Piedestal herunter stieg, wie würde uns wohl zu Muth seyn? — Ach Posse! rief er; es ist ein unmöglicher Fall. — Freilich unmöglich. Ich las zwar einmal in einem alten Buche, daß die Worte Greda Kastron die Gewalt haben sollen, eine Statue von ihrer Stelle zu zaubern; aber Sie wissen, ich halte auf diese Läppereien nichts.

Der Hauptmann. Ich ebenfalls nichts. Ich habe viel hundert solche Stückchen probirt, und keines hielt Probe.

Ich. Haben Sie dieses auch schon probirt?

Der Hauptm. Das eben nicht.

Ich. Lassen Sie es uns probiren. Ich weiß zum voraus, es ist nicht wahr; aber damit wir doch sagen können, wir haben auch das probirt.

Der Hauptm. Nun ja! um eine Lüge mehr entdeckt zu haben.

Unterdessen kamen wir zur nächsten Statue. Mein Hauptmann rief ihr gleich zu: Greda Kastron. — Die Statue erhob den Arm, und stieg vom Piedestal; und mein Hauptmann war wie der Wind, ich weiß nicht wo. Ich hollte ihn ein, und lachte aus vollem Halse, indem ich ihm erzählte, daß ich eine weisse Maske an die Stelle der Statue setzte, um zu sehen, ob das Unerwartete nicht auch Macht und Gewalt über das Herz eines sonst unerschrocknen Mannes hätte. Nur der Wunsch die Wahrheit zu ergründen, sagte er, kann mich bewegen, Ihnen diesen losen Streich zu verzeihen, sonst sollten Sie mit mir üble Händel bekommen; denn ich versichere Sie, ich wußte nicht, wie mir war, als die Statue von ihrem Piedestal herunter stieg.

Je mehr die Einbildung gespannt ist, desto fürchterlicher ist die Wirknng der gählingen Abspannung; daher geht höchste Liebe in Wuth, höchste Hofnung in Verzweiflung über. Das Bewußtseyn: keine Statue kann sich aus eigner Kraft bewegen; diese Statue ist von Stein, sie bewegt sich also gewiß nicht — und doch bewegt sie sich; die-

ses zerrüttet auf einmal alle Ideen. Wenn der Hauptmann gedacht hätte, es könne an der Stelle der steinernen Statue eine Maske stehen; wenn er auch nur gezweifelt hätte, so würde die Furcht keine Macht mehr über sein Herz gehabt haben. Aber ich wollte nicht, daß er zweifeln sollte, denn sonst wäre meine Absicht vereitelt worden.

Man kann erschrecken, ohne furchtsam zu seyn: denn der Zustand des Schreckens schließt die Ueberlegung aus, und der Muth erhält seine Stärke nur durch Ueberlegung. Furchtsam sind Kinder, Weiber, und die, die keine Ueberlegung haben; und auch die, die man in eine künstliche Unvermögenheit zu überlegen versetzt. Der Unterschied zwischen dem Furchtsamen und dem Unerschrocknen besteht darinn, daß der Furchtsame erschrickt, und sich nicht mehr fasset: der Unfurchtsame erschrickt zwar, faßt sich aber sogleich wieder. Einen ganz schreckfreien Menschen giebt es nicht, so wenig als es keinen Menschen geben kann, der den Schmerz nicht empfindet: denn Schmerz und Schrecken sind unwillkührliche Eindrücke. Der Mensch kann diese Eindrücke modificiren, aber sie nicht ganz verhindern, sonst würde er aufhören ein empfindendes Wesen — Mensch zu seyn.

Erscheinung des Geists des Rousseau.

In einer Gegend Teutschlands lebte ein sehr seltner Mann, der im Rufe eines großen Magus stund. Die Wunderdinge, die man mir von ihm erzählte, reizten auch meine Neugierde, diesen Mann zu sehen; und so besuchte ich ihn gelegenheitlich. Wir unterhielten uns über verschiedene Sachen; und ich fand an ihm einen Mann, der ein großer Kenner der Natur war. Er bath mich und noch einen meiner Freunde zum Nachtmahl. Es war Sommer; und als es auf zehn Uhr Abends gieng, führte er uns in ein kleines Gartenhaus, das ausserhalb der Stadt lag, und wo alles zur Nachtmahlzeit bereit war. Es war ein niedliches Zimmer, worinn ein Tisch stund, der für vier Personen gedeckt war. Der Herr des Hauses ließ uns eine Zeit lang allein in diesem Zimmer, unter dem Vorwande, als hätte er noch ein kleines Geschäft zu besorgen. Endlich kam er wieder zurück, und hieß seine Diener sich entfernen. Wir wollen allein bleiben, sagte er, damit wir so

ganz vom Herzen über die Wunder der Natur sprechen können. Es wurde aufgetragen, und unser Wirth verschloß die Thüren. Wir setzten uns zu Tische, und ein Couvert blieb unbesetzt. Sie haben wohl noch Jemanden zu Tische geladen? sagte ich. Ja, antwortete er: aber wir wollen keine Komplimente machen; er wird schon noch kommen, wenn er Zeit hat. Wir sprachen von verschiedenen Dingen, als gähling der Herr vom Hause ganz tiefsinnig da saß, ohne ein Wort zu reden. Die Lichter brannten düster, und schienen fast zu verlöschen. Auf einmal verbreitete sich ein wunderbarer Geruch im Zimmer; und wir fühlten eine sonderbare Erschütterung. Der Herr vom Hause sprang vom Sessel auf. Es ist mein Freund, rief er; und nun stund ein betagter Mann im Zimmer, ganz bleich von Gesicht, und schwarz gekleidet. Er setzte sich mit einer Verbeugung zu Tische, und unterhielt sich mit uns im Gespräche. Diese Erscheinung machte mich aufmerksam; denn ich wußte nicht, wie dieser Mann ins Zimmer kam, weil die Thüren verschlossen waren: auch blickte aus seinem ganzen Betragen etwas Seltnes hervor. Er aß nichts, und trank auch keinen Tropfen; er sprach nur, und dieses mit

Wohlstand und Würde. Verschiedene Gegenstände, über die wir sprachen, führten uns endlich auch auf Rousseau. Diesen Mann möchte ich wohl gekannt haben, sagte ich; und ich weiß nicht, was ich geben wollte, wenn ich nur einige Augenblicke mit ihm hätte sprechen können. Da erhob sich der Unbekannte, faßte mich bey der Hand, und ein eiskalter Schauder durchfuhr alle meine Glieder. Ich bin Rousseau! sprach er. Die Lichter verloschen, ein dumpfes Getöse tönte durch das Zimmer; die Lichter zündeten sich wieder an, und der Unbekannte war fort.

Nun, hab ich Ihnen nicht eine schöne Bekanntschaft gemacht? sagte der Herr vom Hause. O gewiß antworteten wir, und waren noch ganz ausser Fassung. — Wenn ich ein Scharletan wäre, ihr Herren! sagte der Gelehrte weiter, so würde ich Ihnen sagen, ich könne Geister erscheinen lassen: so bin ich aber nur ein Physiker, und bereit, ihnen die ganze Sache aufrichtig zu erklären.

Er zeigte uns alle Zubereitung seines Zimmers: die Fallthüre, durch welche Rousseau ins Zimmer trat; die verborgene Elektrisirmaschine, die uns bey Erscheinung des Geistes erschütterte; die Art, wie die Lichter von sich selbst erloschen,

und sich wieder anzündeten; und endlich machte er uns mit seinem Freunde Bekannt, der der angenehmste Mann von der Welt war, und so treflich den abgeschiednen Rousseau spielte. Wir sprachen noch lange über mancherlei Seltenheiten. Mein Herr! sagte unser gefällige Wirth: ich suche schon seit fünfzig Jahren Wahrheit wie Sie, und versichere Sie, daß es so seltne Betrügereien giebt, daß sie oft der gründlichste Physiker nicht enträthseln kann. Zu ihren Sammlungen über Irrwahn und Aberglauben will ich Ihnen auch die meinige mittheilen. Wir blieben bis tief in die Nacht beysammen, und erzählten und schwätzten wechselweise, und der Herr vom Hause fieng seine erste Wundergeschichte an.

Die Krankenkur,
durch drey unverständliche Worte.

Ich kam vor einigen Jahren auf einer Reise, die ich in die Schweiz machte, (so erzählte unser Freuud) durch ein kleines Städtchen, wo ich die Post wechselte. Als ich am Posthause abstieg,

sah ich eine Menge Volkes versammelt, und in der Mitte einen Mann, den die Menge umrungen hatte; und man rief: Wunder über Wunder! Die Neugier reizte auch mich zu sehen, was es denn hier gäbe? Und man erzählte mir, daß ein Zimmermann unglücklicher Weise seine Hand unter einen Fallstock brachte, die durch den heftigen Stoß gänzlich zerquetscht wurde, und daß sich dieser Mann nur mit einigen Worten, die er aussprach, wieder vollkommen herstellte. Ich redete mit diesem Manne selbst; fand, daß seine Kleidung noch voll Blut war, die Hand aber ganz unbeschädigt. Er erzählte mir, daß er dieses Geheimniß zu heilen von einem arabischen Juden gelernt hätte, und daß er schon mehrere Menschen, die Zuflucht und Glauben zu ihm hätten, wieder gesund gemacht habe. Dieser Mann hatte einen großen Zulauf vom Volk; und man vertraute mehr auf ihn, als auf den geschicktesten Ärzten. Unter andern sagte man mir, daß er eben im Begriff sey, einen Mann zu heilen, der einen ausserordentlich geschwollnen Arm hatte, und den die Aerzte für unheilbar erklärten. Morgen sollte die Heilung geschehen. Ich blieb in dem Orte, um diesem Auftritte beyzuwohnen. Des andern Tages frühe begab ich mich um die

bestimmte Stunde zu diesem Wundermann, und fand dort einen Menschen, dessen rechter Arm fürchterlich aufgeschwollen war. Es waren verschiedene Personen da, die Heilungsart anzusehen. Der Kranke entblößte seinen Arm; und der Mann drückte leise auf die Geschwulst, und murmelte etwelche Worte; und sichtbar nahm die Geschwulst ab, und nach einigen Minuten erhielt der Arm seine gewöhnliche Gestalt wieder. Der Wunderarzt sagte zu dem Kranken: Nun geh hin, und sey ruhig. Du bist gesund. Er nahm auch von dem Armen keine Bezahlung an: allein diese Art zu heilen erwarb ihm so viel Zutrauen unter dem Volke, daß Groß und Klein zu ihm lief, und Arznei von ihm hollte, die er mit Zaubersprüchen heilbar zu machen vorgab. Ich wußte mir dieses Räthsel nicht aufzulösen, und sprach mit einem gelehrten Arzten darüber, der mir immer behauptete, daß dieser Mensch ein Betrüger seyn müsse. Ich bath diesen Mann, sich mit mir in einen Briefwechsel einzulassen, und mich zu benachrichtigen, wenn er diesen Betrug entdecken würde. Dieses geschah auch nach einigen Jahren: denn dieser Wunderarzt stellte mit seinen Arzneien großes Unheil an, so, daß ihn die Obrigkeit gefangen

nehmen ließ, wo er endlich einbekannte, daß sein Vorgeben, als wenn er sich einmal die Hand zerquetscht hätte, vollkommen falsch war; daß er sich nur mit Blut geschmiert habe, um das Volk aufmerksam zu machen; auch wäre der kranke Mensch mit dem geschwollnen Arm einer seiner Mitverstandenen gewesen, der sich oben an dem Arm eine Incision machen ließ, durch welche sie mit einem kleinen Blasbalge den Arm so aufbliesen, daß man darüber sich entsetzen mußte. Diese Spielwerke waren mir nothwendig, sagte er, um das Zutrauen des Volkes zu gewinnen, welches nichts untersucht. Ich hatte daher täglich mehr Patienten als die beßten Aerzte, und gewann nicht wenig dabey. Der Mann wurde nun als ein Betrüger auf einige Jahre eingespert, und so endete sich die Geschichte. Sie ist merkwürdig, und nützlich zur Entdeckung des Aberglaubens, und den Menschen ihren Irrwahn von Wundern zu benehmen, fuhr unser Wirth fort; und weil wir eben über solche Sachen zu reden gekommen sind, will ich Ihnen auch eine Geschichte eines Teufelsbeschwörers erzählen, die ganz zu unserm Endzweck paßt.

Der Teufelsbeschwörer.

Ich kannte einen Mann, der so sehr für die Kraft der Beschwörungen eingenommen war, daß er sich große Summen Geldes kosten ließ, um sich dergleichen Tändeleien anzuschaffen. Gelegenheitlich wurd ich mit ihm bekannt; und er zeigte mir seine Sammlung, die sehr zahlreich war. Hier, sagte er, hab ich erst kurz um zehn Dukaten eine der seltensten Beschwörungen des Teufels Aratron gekauft, der unmittelbar so viel Geld bringen muß, als man nur will. Ich gäb diese Beschwörung nicht um hundert Dukaten wieder. — Ich zweifle, mein Herr! sagte ich, ob Sie wohl wissen, was diese Teufelsbeschwörungen meistentheils sind, und ob Sie die Kunst verstehen, diese Beschwörungen zu entziffern. — Entziffern? fiel er mir hastig ein; da läßt sich nichts entziffern. Es sind heilige Worte, die keiner Erklärung bedürfen — von den Menschen nicht erklärt werden können. Sie werden doch wissen, was der berühmte Abt Trithemius über Beschwörungen schrieb?

O ja! erwiederte ich. Sie werden aber auch wohl wissen, daß die Alten manche geheime Künste unter einer Art von Geisterbeschwörung verkleidet haben; und daß die unverständlichen Worte, die Sie für Teufels-Citation halten, nur eine Art geheimer Schreibkunst sind, so wie die Beschwörungen des Trithemius.

Ah, Possen! sagte mein Gegner; ich weiß wohl besser, woran ich bin.

Ich. Haben Sie schon Versuche gemacht?

Er. Noch nicht; aber ich will Versuche damit anstellen. Meine letzte Beschwörung, die ich gekauft habe, ist eine der treflichsten. Hier lesen Sie. —

Ich sah die Beschwörung an, und konnte mich nicht enthalten, aus vollem Halse zu lachen. Mein Herr! sagte ich weiter, können Sie wohl diese Beschwörung lesen?

Er. O ja! Hören Sie:

DuVe. BaIoST. ErIoN. AsBEiRo. GoLuAs. ViBIoSCH. EoR. EiSoEiL. DiEoN. MoAyN. SiO. BaEz. ToRa. VeGisEoN. MiVSSec.

Was will nun das heissen? — Diese Beschwörung wird dreymal wiederhollt; dann erscheint der

Geist Aratron in der Gestalt eines Esels. O ja gewiß! sagte ich, in der Gestalt eines Esels. Seyen Sie nur so gütig, und entziffern Sie nach Anweisung Trithems diese Beschwörung, so werden Sie finden, daß sie von Wort zu Wort heißt:

Du bist ein abergläubischer Esel, den man so betrügen muß.

Was, zum Geyer! ich wäre ein abergläubischer Esel, den man so betrügen muß?

Ich. Ich sag' es Ihnen nicht; aber ihre Beschwörung sagts. Nehmen Sie den ersten Buchstab als geltend an; den zweyten streichen Sie aus; eben so den dritten; setzen Sie wieder an, und fahren Sie so fort, so werden Sie ihre Beschwörung entziffern, und finden, daß es heißt: „Du bist ein abergläubischer Esel, „den man so betrügen muß."

Nun sehen Sie, daß, wenn der Geist kömmt; (das will sagen: wenn man Licht in der Sache hat) daß er in der Gestalt eines Esels dasteht. Lassen Sie sich doch ums Himmels willen nicht so hintergehen. Ich habe eine Menge Beschwörungen untersucht, und entziffert, und in den meisten fand ich einige Geheimnisse, die die Alten unter diese Hülle verbargen.

So erzählte unser alte Freund. Auch hat es mit der Sache ganz seine Richtigkeit. Ich selbst stellte seit der Zeit, als ich über Magie arbeite, eine Menge Versuche an, sammelte Beschwörungen, und entzifferte sie. Die bekanntesten sind die Beschwörungen des Aratron, um Geld zu bekommen. Ich erhielt einst ein Manuscript, in dem es hieß: Aratron, der mächtigste Geist, der dem Menschen Geld verschaft. Kennst du die Geheimnisse des Worts LiAzBi OzRiA, so bringt er dir Geld. Die Entzifferung dieses Worts und die Beschwörung heißt so viel: der Geist Aratron; will sagen aratrum, oder der Pflug: LiAzBi OzRiA heißt: Labora; arbeite an dem Pflug.

Die Dechiffrirte Beschwörungen.

Die Alten waren gewohnt, ihre Geheimnisse in Hieroglyphen einzuhüllen. So machten es die Chaldäer, Araber, Aegyptier. Die Kenntnisse der Natur waren immer nur das Antheil der Wenigern, und die höhern Schulen solcher Wissen-

schaften waren der Obsorge der alten Priester überlassen, von denen sie Mystereien genannt wurden. Wenige aus dem Volke konnten zu diesen Geheimnissen gelangen: denn man zeichnete die Erfahrungen in der Physik nur in hieroglyphischen Bildern auf. Daher entstunden die Charaktere, und die Talismanen, wovon ich in meinem zweiten Theile der Aufschlüße zur Magie, den ich ehestens herauszugeben gesinnt bin, weitläufiger handeln werde. Die Zahl 7 war die geheiligte Zahl der Magier: denn sie begriffen die größten Geheimnisse der Natur unter 7 Bilder, die sie Planetenbilder nannten, und denen sie 7 Siegel zuschrieben. Aus den Siegeln erkannten sie die Wissenschaften eines Jeden, und wußten, wie weit er es in seinen Kenntnissen gebracht hat; und da jede Sache zum Guten gebraucht, und zum Bösen mißbraucht werden kann, so eigneten sie jedem Sinnbilde einen Genius des Guten, und einen Dämon des Bösen zu. Da ihre Sprache kurz und anschaulich war, so wurde die Wirkung eines Dinges nur mit dem Zeichen des Genius oder Dämons bemerkt, welches also dem Kenner die gute oder böse Wirkung ankündigte. Alle Reiche der Natur wurden von den Alten nach einem festgesetzten System in die

Tabellen der 7 Planeten eingetheilt, nicht wie einige aus Mißverstand behaupten wollen, als hätten die sieben Planeten Einfluß auf die Dinge, sondern darum, um die Sache begreiflicher und klärer zu machen. Sie setzten z. B. ein Kraut, eine Krankheit, und das Zeichen des Genius; das wollte sagen, dieses Kraut dienet in dieser Krankheit. Stund aber bey einer Blume, oder bey einem Kraut das Siegel des Dämons, so war es ein Zeichen seiner Schädlichkeit. Als endlich diese Hieroglyphen unter das Volk kamen, das keine Kenntniß davon hatte, so wurden unächte Auslegungen davon gemacht; und man bildete sich ein, diese Siegel der Geister wären Zwangsmittel gegen die Teufel, wodurch Aberglaube und Teufelsbeschwörungen entstunden. In den Talismanen der Alten liegt eine tiefe und bewunderungswürdige Kenntniß der Natur. So fand ich das Geheimniß der Elektrizität, des Magnetismus, der brennbaren Luft, und anderer Entdeckungen unsrer Zeit schon in den Planetenbildern und Hieroglyphen der Alten, die ich entzifferte, und wovon ich die merkwürdigsten anführen will. Der wundersüchtige Pöbel nahm die Sache buchstäblich; und sein Irrthum führte ihn zu abergläubischen und lächerlichen Gebräuchen.

Wenn du dieses oder jenes thust, sagten die Alten, so wird dir der Genius der Sache oder der Dämon sichtbar werden; das heißt: wenn du dir diese oder jene Kenntnisse wirst erworben haben, so wird dir der nützliche oder schädliche Gebrauch der Sache bekannt werden. Das Volk, das solche hiroglyphische Vorschriften in die Hände bekam, glaubte, wenn man diese oder jene Charaktere niederschriebe, würde der Dämon, welchen sie durchaus für den Teufel nahmen, erscheinen, und ihnen diese Kenntnisse bringen; und aus dieser Meinung entstund der erste Mißbrauch der Hieroglyphen. Daher kommen die Luft- Feuer- und Erdgeister, die der abergläubische Pöbel alle personifizirte.

So fand ich in einem magischen Manuscript, das nach magischer Sprache aus dem griechischen übersetzt war, einen Genius für das Gute, Satinas; und einen Dämon, Tudogriæl, welche beyde Nämen nichts als ein anagramma sind. Satinas will sagen: Sanitas; Tudogriæl; aegritudo. Es hieß, Satinas ist einer der wohlthätigsten Engel; sein Dämon ist Tudogriæl, der Elend unter die Menschen verbreitet. Um dir Satinas Gunst zu erwerben, beschwöre den So-

briel; dieser allein bringt dir die Gunst des Satinas, und entfernt von dir den bösen Dämon Tudogriæl. Allein Sobriels Gunst zu erlangen, wird ein eingezogenes und mässiges Leben erfodert. Genießest du seinen Umgang, so wird dir Satinas sichtbar erscheinen. Die Auflösung des Ganzen ist diese.

Satinas oder *Sanitas*, die Gesundheit ist das wohlthätigste Wesen; sein Dämon oder entgegengesetztes Wesen ist Tudogriæl, *aegritudo*, Krankheit, das Elend unter die Menschen verbreitet. Um Satinas, Gesundheit zu erwerben, beschwöre den Sobriel; das will sagen: *Sobrie — l*, nüchtern; lebe nüchtern, so wird Tudogriæl, Krankheit dich fliehen.

„Lebe nüchtern, und du wirst gesund seyn."

Um die Art zu wissen, solche magische Hieroglyphen zu entziffern, muß man die Dechiffrirkunst gründlich innehaben, von der ich in dem zweiten Theile der Aufschlüsse zur Magie eine Anweisung geben will.

Noch ein Beyspiel.

Ectrumel war der Engel, den der Priester des Apollo anrief, und der das Feuer vom Himmel brachte, um das Opfer anzuzünden. Ectrumel heißt: *Electrum.*

Die Priester im Tempel des Aeskulaps, sagt ein Magus, heilten durch das blosse Anrühren die Kranken; und die Eingeweihten besassen das Geheimniß des Worts, das in der magischen Sprache Siv Catinegam heißt; das will sagen, *vis magnetica*, magnetische Kraft.

Die Art, wie dergleichen Beschwörungen geschrieben werden, ist vielerley. Manchmal ist der erste Buchstab entscheidend; manchmal der zweite oder dritte. Man muß alle Regeln der Dechiffrirkunst durchgehen, um zuweilen auf die Entzifferung des Geheimnisses zu kommen. Gleiche Beschaffenheit hat es mit den Talismanen, oder Sigillen der Geister. Diese Sigillen sind oft auf einer Seite mit hebräischen oder lateinischen Buchstaben; auf der andern mit arabischen Ziffern bezeichnet. Auch in solchen Talismanen liegen manche schöne Geheimnisse der Natur, wenn man

sich bemüht, sie zu entziffern. So kam mir einst ein Talisman zu Gesicht, von dem man mir versicherte, daß er für das Fallen gut seyn soll; und als ich ihn besah, so fand ich darin nichts als das Geheimniß eines Krauts, das trefliche Dienste leistet, wenn man so unglücklich ist, einen schweren Fall zu thun. Dieses Kraut war durch geheime Buchstaben angezeigt, und ist das nemliche, das in unserm Jahrhundert so viel Aufsehen gemacht hat, nemlich das sogenannte Wolferlei oder *Arnica*. Der Talisman war so gestaltet:

Auf einer Seite war ein Bild, das einen Mann vorstellte, der vom Pferd stürzte; auf der andern war die Zahl 44, und das Zeichen des Genius, den die magischen Zahlencharaktere, die folgenden Ziffer, ausmachen: 1. 17. 13. 9. 3. 1. Wer nun sich je mit dem Studium geheimer Wissenschaften abgegeben hat, der weiß, daß die magischen Zahlencharaktere auf den Talismanen, wenn auf einer Seite die große Zahl steht, wie z. B. bey diesem Talisman, 44, welche man die große magische Zahl, oder computationem magicam nennt, sich nach dem Alphabet verhalten, so, daß 1, a; 2, b; 3, c ꝛc. bedeutet. Wenn man

nun die Charaktere in Zahlen auflöset, als: 1. 17. 13. 9. 3. 1. diese Zahlen zu Buchstaben macht, als:

1. 17. 13. 9. 3. 1,
a r n i c a

so kommt das Wort arnica heraus, dessen computatio 44 ist; denn

1
17
13
9
3
1

machen 44.

Beschwerlicher ist die Arbeit bey hebräischen Talismanen, die aber auch auf die nemliche Art entziffert werden müssen. Darinn liegt das Geheimniß der Numern der Alten, mysterium magnum numerorum, nicht darinn, daß die Ziffer die Gewalt haben sollen, zu heilen, sondern das Mittel, das durch die Ziffer angezeigt wird.

Mich däucht diese Anzeige genug zu seyn, um dem Volke gesunde Begriffe von dergleichen Sachen beyzubringen. Was aber die Kunst der magischen Entzifferung belangt, hierüber werde ich in dem

zweiten Theile zu den Aufschlüssen über Magie fest-gesetzte Regeln liefern. Nur muß ich kürzlich für diejenigen, die Lust zur Nachforschung solcher Geheimnisse haben, noch dieses voraus setzen: man muß in die älteste Zeiten zurückgehen, und die Göttergeschichte der Alten genau studiren. Alles war Symbol bey den Alten. Nur personificirten sie ihre Geheimnisse fürs Volk; und die Anschaulichkeit dieser Bilder war nur für die, die im Heiligthume der Geheimnisse saßen.

Der Trieb, Teufel zu beschwören, daß sie Geld bringen sollen, ist in unsern Zeiten bey einigen noch so hinreißend, daß man sich gar nicht einbilden kann, wie viel Geld auf Beschwörungen verwendet wird, und wie viel abergläubische und lächerliche Possen dabey ausgeübt werden. Gewisse Menschen sind so sehr für diese Vorurtheile eingenommen, daß sie gar keiner vernünftigen Vorstellung mehr Gehör geben.

In der Gegend von N. lebte vor kurzem ein Mann, dessen größte Beschäftigung war, sich eine Sammlung solcher Beschwörungen zu verschaffen. Es fügte sich endlich, daß er um theures Geld die

berühmte Teufelsbeschwörung des Kornreiters erhielt, die noch heut zu Tag sehr hoch gehalten wird. Ich selbst schafte sie mir bey, um dem Publikum eine ächte Nachricht davon zu geben, und entzifferte sie mit vieler Mühe.

Niemand war nun so vergnügt als unser Mann. Nun glaubte er schon des Teufels Hofmeister zu seyn, und freute sich auf den Tag der großen Bezwinguug. Die Stunde war bestimmt, und in nächtlicher Stille wurde das große Werk vorgenommen. Sie stunden schon im Kreise, und die fürchterliche Citation war schon dreimal gesprochen — da pochte es an der Thüre. Man öfnete sie aber nicht, denn die Beschwörer hielten es nur für eine Versuchung des Teufels. Endlich wurde die Thüre mit Gewalt geöfnet. Soldaten tratten in die Stube; aber die Beschwörer vermeinten noch immer, es wären Teufel, die sich in Soldaten verstaltet hätten, um sie zu betrügen. Die Wache kündete ihnen den Arrest an; aber Niemand wich einen Schritt aus dem Kreise. Endlich wurden die Soldaten ungeduldig, und schlugen die Teufelsbeschwörer erbärmlich herum; aber diese hielten noch immer Stand, und sprachen kein Wort, und hielten fest dafür, daß alles, was vorgieng, nur

Blendwerk und Versuchung des Teufels wäre, der sie zum reden verführen wollte, damit ihr großer Endzweck vereitelt würde. Die Beschwörer hätten sich todtschlagen lassen, ehe sie ihren Kreis verlassen hätten; man mußte sie daher mit Gewalt fortschleppen, und führte sie ins Gefängniß. Drey Tage waren sie schon im Arrest; und noch glaubten sie immer, es sey Verblendung.

So weit steigt Narrheit und Raserey durch Irrwahn und Vorurtheil. Nun zur Entzifferung dieser berühmten Beschwörung des Kornreiters.

Es wäre überflüßig und für meinen Gegenstand zu weitläufig, wenn ich alle Citationen des sogenannten Kornreiters von Wort zu Wort erklären wollte. Nachfolgende Beyspiele können genug seyn zur Einsicht des Ganzen. Dieser Mann war so wenig ein Teufelsbeschwörer, als der berühmte Abt Trithemius. Seine Beschwörungen sind nach Art des Trithemius weiter nichts als geheime Korrespondenzen, die er mit einigen seiner Freunde unterhielt, und welche nach Trithems Anweisung entziffert werden können. So entziffern sich gleich auf den ersten Ueberblick diese Worte, als: Helliman, *millena*; Ibi tatim Ampo arama; *mitto tibi poma amara.*

Zur Entzifferung solcher Beschwörungen ist die Kenntniß der Versetzung des Alphabets nothwendig, wodurch manche Beschwörungen lesbar werden. Man betrachte, zum Beyspiel, den Geist. Wenn es heißt, Beschwörung des Geists Zadakiel, so ist Z der Buchstab, der a bedeutet, und man setzt das Alphabet so an:

a. b. c. d. e. f. g. h. i. k. l. &c.
Z. tZ. a. b. c. d. e. f. g. h. &c.

Heißt aber der Geist Fagatiel, so ist F der entscheidende Buchstabe, und das Alphabet erhält folgende Ordnung:

a. b. c. d. e. f. g. h. i. k. l. m. &c.
f. g. h. i. k. l. m. n. o. p. q. r. &c.

Z. B. Conjuratio spiritus Fagatiel.
Eigg. Ckzpo. hfct.
Komm heut Nacht.

Um die Entzifferung mehr zu erschweren, und der Sache mehr Anschein von Wahrscheinlichkeit zu geben, vermengt man die bedeutende Buchstaben mit unbedeutenden. Z. B.

Eliegok. Cekozapao. hafichenio.

Ich gab mir einmal sehr viele Mühe, die Beschwörung eines Mönchs zu entziffern; und am Ende war es nichts mehr als ein freundschaftli-

cher Brief, in welchem er sich über einige Mitbrüder seines Klosters beschwerte. Wer Kornreiters Beschwörungen entziffern will, der wird ebenfalls nichts anders als geheime Correspondenzen in seinen Beschwörungen entdecken. Da nun nach seinem Tode die Sammlung dieser Briefe in die Hände unerfahrner Leute kam, wurde alles Buchstäblich genommen, und vorurtheilvolle Menschen mißbrauchten sie zur Bethörung und Selbstbetrug.

Etwas

über Talismane.

Die Talismane wären Theils symbolische Zeichen, die in einem Quadrat, Triangl, oder Hexagon bestunden, und mit magischen Charakteren bezeichnet waren; Theils waren es auch Ringe, mit gewissen Steinen besetzt, in welchen man verschiedene symbolische Bilder eingegraben fand. Man erzählt vom Moses, daß er von den Egyptiern gelernt habe, Ringe der Liebe und der Vergessenheit zu machen. Dieses will aber nicht buchstäblich sagen, daß diese Ringe die geheime

Kraft gehabt haben sollen, die Personen, von denen sie getragen wurden, verliebt zu machen; sondern sie waren ein Zeichen der Liebe, wie die Ringe der Vergessenheit ein Zeichen der Versöhnung unter den Feinden waren. Die Talismane und Amulete hatten bey den Alten verschiedene Wirkungen; aber ihre Kraft gründete sich auf physikalische Kenntniße, und wurde von dem Aberglauben des Volks und der Unwissenheit unterstützet. Man weiß, welchen Einfluß Gemüthsbewegungen auf den Menschen haben; was Hofnung, Furcht, Liebe rc. in dem Körperbau eines Menschen hervorbringen können. Auf diese psychologische Wissenschaft gründeten die Alten das Ansehn ihrer Amulete. Sie gaben einem jungen Krieger, um seinen Muth zu erheben, einen Talisman, der ihn unüberwindlich machte; einem verzweifelten Liebhaber einen Ring der Liebe, wodurch seine Hofnung wieder aufkeimte. So studirten sie die Leidenschaften des Menschen, bemerkten genau den Grad der Stimmung derselben, und brachten Wunderwerke hervor. Es ist auch so ganz natürlich. Ich setze z. B. Es fochten sich zween junge tapfere Krieger: der eine verließ sich blos auf seinen natürlichen Muth, der

andere nebst seiner Herzhaftigkeit auch auf die Hilfe seines Talismans. Also war die Kraft des Helden mit dem Talisman gegen die Kraft des Helden ohne Talisman schon wie 2 gegen 1. — Setzen wir nun, daß ersterer gähling den Talisman seines Gegners erblickte. Nun bemeistert sich schon Hofnungslosigkeit und Furcht seiner Seele; seine Einbildungskraft setzt ihm eine fremde Macht entgegen, mit der er zu kämpfen glaubt; er wird zaghafter, — und verliehrt. — — Nun verbreitet sich das Gerücht von diesem ungleichen Kampfe. Furcht tritt vor dem Helden her, dem die Götter im Talisman den Sieg bereiten. Man hat Ehrfurcht für ihn. Sein Muth wächst, wie die Furcht des Pöbels gegen ihn zunimmt; — so wird er zum Helden. Aehnliche Beyspiele trefen wir auch noch in unsern Zeiten an. Es giebt Menschen, die den sogenannten Donnerstein bey sich tragen, und sich daher unüberwindlich dünken. Das Maaß ihrer Kräfte verhält sich also nach dem Maaße ihrer Einbildung, und die gespannte Leidenschaft stählt ihre Stärke. Es liegen im Menschen ausserordentliche Kräfte; nur muß man sie zu entwickeln wissen. Und dies war die Wissenschaft der Alten, die uns an physikalischen Kenntnissen weit übertraffen.

Ich bringe ein Beyspiel zum Beweis meiner Voraussetzungen. Petrus, setze ich, erhielt einen Talisman, der die Kraft haben soll, ihn aus einer Wassergefahr zu entreissen. Petrus ist ein schlechter Schwimmer; aber er hat unumschränktes Zutrauen auf seinen Talisman. Paulus ist ein guter Schwimmer; allein es wurde ihm wahrgesagt, daß er einst ertrinken würde — und Paulus glaubt auf Wahrsagerey. Nun ist alle Wahrscheinlichkeit da, daß, wenn Petrus und Paulus in Wassergefahr gerathen, Petrus sich retten, und Paulus ertrinken wird: denn die Hofnung des erstern wird ihm Muth geben, und seine Kräfte verdoppeln; und die Furcht des zweiten wird ihm den Muth nehmen. Nach diesem Muthe, der durch Glauben und Nichtglauben entsteht, verhält sich das Maaß der Kräfte, und nach den Kräften die Folge.

In diesem Studio liegt die größte Zauberkraft. Allein meine Absicht ist nicht, die Menschen in dieser Wissenschaft zu unterrichten, welche manchmal mißbraucht werden könnte, sondern ihnen nur zu beweisen, daß alles so ganz natürlich zugeht.

Eine

Eine Gespenstergeschichte, aus einem Originalbriefe.

Mein Freund!

Wenn Ihnen die Geduld zum Lesen nicht vergehet, so sollen Sie eine sonderbare Geistergeschichte erfahren, die ich wünsche, daß sie zur Belehrung dem leichtglaubigen Publikum bekannt gemacht würde. —

In meiner an N.N. gelegenen Hofmarkt H** und zwar in einem Hause, wo ein alter ehrlicher Mann nebst seinem Weibe, beyde über 70 Jahre alt, und einer Enklinn von beyläufig 13 Jahren, ruhig und zufrieden lebten, ereignete sich folgender Zufall: Den 7ten Hornung 17 — — Nachts halb 10 Uhr, da alle drey in ihrer Schlafkammer (so gerade ober dem gewöhnlichen Wohnzimmer war) eine halbe Stunde zu Bette und bereits eingeschlummert waren, entstund auf einmal auf der Seite, wo eine Wand von Brettern war, ein sol-

ches Gepolter, als wenn mit dem stärksten Hammer immer geschlagen würde. Alles kam in Schrecken. Der alte Mann stund auf, machte ein Licht, durchsuchte das ganze Haus, ohne die mindeste Spur zu finden, woher das Schlagen kommen könnte. So lang er unten in der Stube war, dauerte das Schlagen fort; wie er in die Kammer kam, hörte solches auf; sobald er wieder zu Bette sich begab, und einige Zeit lag, fieng es wieder an. Er stund abermal auf, rief einige Nachbarn zu Hilfe, die alles mit durchsuchten, das Schlagen hörten, aber nichts fanden. Gegen 12 Uhr wurde es stille. Gegen halb 5 Uhr frühe fieng es wieder an einigemal zu schlagen, so auch um halb 6 Uhr; dann stunden sie auf, und es war den ganzen Tag über stille. Den 8ten, als an einem Sonntage, wo ohnehin sowohl in der Kirche, als auch Abends im Wirthshause alles zusammen kam, wurde von nichts anderm, als von dem Poltergeist geredet. Die alten Leute kränkten sich nicht wenig auf die folgende Nacht. Ich verfügte mich gegen Abend in das Haus, erkundigte mich um alles genau, durchsuchte in und ausser dem Hause alles, fand aber auch nichts, was ich glauben konnte, das starke Schlagen erreget zu haben,

und befahl, wenn das Gepolter wieder entstünde, mich sogleich zu rufen.

Die alten Leute nahmen ihren Schwager zu sich, der bey ihnen diese Nacht bleiben sollte. Um 9 Uhr giengen alle wieder zu Bette. Um halb 10 Uhr kam schon der Tochtermann von dem alten Manne mit der Nachricht in das Schloß: Es wäre wieder so arg als die vorige Nacht, nur mit dem Unterschied, daß es heut nicht schlage, sondern immer so mache, als wenn eine große Kinderwiege hin und her in der Bewegung wäre. Ich gieng mit mehrern aus dem Schloße und meinem Bedienten hinunter, und fand wirklich alles so, wie mir erzählt wurde. Es waren von dem Dorfe mehr als 20 Personen gegenwärtig. Ich blieb eine Zeit lang unten in der Stube, und hörte das Wiegen, das manchmal aussetzte und wieder anfieng, so stark, daß das Getäfer zitterte.

Ich verfügte mich hinauf; und alles war stille — Ich gieng mit dem alten Manne auf den obern Boden, blieb eine Zeit lang stehen; und es fieng unter meiner an dem nämlichen Ort an zu wiegen, und die unten waren, hörten es wieder ober ihnen. Wie ich sodann hinunter in die Stube kam, begehrte ich einen Hammer. Mit solchem

schlug ich gegen das Ort hinauf, wo das Wiegen immer war, foderte den vermeintlichen Geist heraus, mir auch heut mit Schlagen, und nicht immer mit Wiegen zu antworten. Der Geist war wirklich so willig, mir mit eben so viel Streichen zu antworten, als ich ihn darzu herausfoderte, und dieses, so oft ich es verlangte. Nun wurde der Schrecken bey den meisten vermehrt, und meine Vermessenheit für einen sündhaften Frevel ausgelegt, der mir vielleicht übel könnte zu stehen kommen, weil mit Geistern nicht zu spassen wäre. Ich befahl, die alte Großmutter mit ihrer Enklinn (die beyde noch im Bette waren) sollten herunterkommen. Sie kamen. — Alles war stille, und mein Herausfodern mit Schlagen hatte keine Wirkung mehr auf den Geist.

Weil die Leute behaupteten, der Geist setze dem jungen Mädchen allein zu; so mußte solche wieder hinauf mit den alten Männern; aber alles war stille. Nun befahl ich auch, das alte Weib sollte wieder hinauf. Sie lagen kaum einige Minuten zu Bette; so war alles Gepolter wieder wie vorher. Nun war der Schrecken bey den meisten noch mehr gewachsen. Ich gieng mit den Meinigen nach Hause, und befahl, daß einige

Männer noch bleiben sollten. Ich erzählte alles zu Hause, und wir dachten lange der Betrügerey nach. Meine Frau fiel auf den Gedanken: ob vielleicht das junge Mädchen nicht so boshaft seyn könnte, dieses Blendwerk zu machen. Die Vermuthung fand ich um so mehr gegründet, als das Mädchen sich ganz besonders herzhaft bezeigte, und Männer da waren, die um alles in der Welt nicht hinauf zu gehen sich getrauten. Da mir nach einer halben Stunde einer meiner Bedienten die Nachricht brachte, daß das Lärmen wieder ärger wurde; so gieng ich das drittemal hinunter, fand aber Niemanden mehr da, als die zween alten Männer, das alte Weib, und das Mädchen, die vor Aengsten in ihrem Bette schwitzten. Ich liesse mir das Haus aufmachen, gienge den geraden Weg in die Schlafkammer, befahl, alles solle in meiner Gegenwart aufstehen. Da wurde ich gewahr, daß das Mädchen (welches an der Wand lag) in dem Aufstehen etwas ober dem Kopfpolster unter das Stroh steckte. Ich befahl, das alte Weib mit dem Mädchen sollte hinuntergehen, und sagte sodann zu den alten Männern: nun würde der Geist bald erlöset seyn, er stecke unter dem Stroh verborgen. Sie staunten mich an, und wußten nicht, was ich da-

mit sagen wollte. Ich ließ das Stroh fortnehmen, und fand einen grossen sogenannten Hacken, womit die Dächer gedeckt werden, dessen Höhlung mit einem hierzu besonders gemachten Polster ausgefüllet, und um dessen Mitte ein Halstuch festgemacht war, woran ein Strick hervorragte. Wenn nun dieser Stein mit diesem Strick von dem Halstuch auf den Boden hin und her in Bewegung gesetzt wurde; so machte es die natürliche Bewegung einer Kinderwiege, und dadurch unten in der Stube, und in dem Hause, welches ganz von Holz ist, ein starkes Gepolter. Sobald man zur Kammer kam, nahm das boshafte Mädchen den Stein in das Bette; sie selbst verbarg sich (um sich furchtsam zu stellen) auch unter das Bett; und so war es unmöglich, die Sache gleich zu entdecken. Nun glaubte ich, die alten Leute wären überwiesen: sie glaubten aber immer noch die Unschuld des Mädchens, und sahen diese Maschine nur als ein Spielwerk an, weil es ihnen unmöglich schien, daß ein Kind von nicht gar 13 Jahren, welches die alten Großältern von der Wiege an in dem Hause erzogen, und mit der Zeit auch versorgt hätten, solche Bosheit, Undank, und Verwegenheit haben könnte. Ich hielt dem Mädchen alles vor; sie läug-

nete alles, bis ich mit Bedrohung des Zuchthauses endlich das Geständniß heraus brachte, daß sie nicht nur allein diese Nacht, sondern auch die vorige alle die Blendungen mit Wiegen und Schlagen gemacht hätte, um alles in Schrecken zu setzen, und dann zerschiedene böse Anschläge ungehindert ausüben zu können. Ich machte ihr eine scharfe Strafpredigt; die zwey alten Großältern weinten bittere Thränen über die Bosheit dieses unglücklichen Kindes; sie aber blieb so unempfindlich wie der Stein, den sie zur Ausübung ihrer Bosheit brauchte. Ich wünschte den Alten eine gute Nacht mit dem Bescheid, das Weitere den folgenden Tag zu verfügen.

Es war halb 1 Uhr, da ich nach Haus wollte. Ich sah in dem Wirthshaus noch Licht, begab mich hinein, und fand mehr dann 40 Personen, die auf den gehabten Schrecken Erquickung hollten, und eben auf Mittel dachten, wie der Geist wohl könnte verbannet, oder erlöset werden, und nicht einig wurden, wer wohl die leidende Seele seyn könnte? Andere fielen auf den Gedanken: es müsse gewiß einmal ein Kind umgebracht, und in dem Hause begraben worden seyn, und erst jetzt seine rechte Grabstätte verlangen; keiner aber konnte eine na-

türliche Ursach glauben. Bey meinem Eintritte stund alles schüchtern auf. Ich sagte: Ihr guten Leute! nun hat es mir geglückt, den Geist zu erlösen, und hier mitzubringen.

Ich zog die Maschine unter dem Ueberrock hervor; und wirklich traten einige zurück, weil sie glaubten, ich hätte die Macht gehabt solchen zu binden.

Alles kam in Erstaunen bey meiner Erzählung, und so auch bey mir zu Hause.

Den 9ten frühe um 6 Uhr ließ ich schon das Mädchen abhollen; aber wie erstaunte ich auch, da mir die alten Leute sagen ließen: Nach 2 Uhr — halb 5 und 6 Uhr frühe hätte der Geist wieder angefangen zu schlagen. Das Mädchen wäre gewiß nicht Schuld, und sie hätte nur aus Furcht der Strafe mir es eingestanden; denn der Geist wäre ganz weiß gekleidet immer vor solcher geschwebet (wie sie immer ihnen sagte) und hätte sie in dem Bette herum geschüttelt. Die gute alte Großmutter wäre an ihrer Seite gelegen, und müßte vom letztern Zeuge seyn. — Und diese war so in Aengsten, die Bewegung, die das Mädchen natürlich mit dem Schlagen machen mußte, für das Schütteln des Geistes zu halten. Nun mußte

sie mir neuerdings alles eingestehen, und zwar in Gegenwart des alten Großvaters, daß sie heute, und die vorige Nacht das Schlagen mit dem an dem Bette zum hinaussteigen stehenden Wiegenband (das sie in die Höhe gehoben, und mit Gewalt auf den Boden gestossen) zuwege gebracht hätte. Nun waren die Alten beruhiget, aber erst dann überzeugt, sofern das Poltern aufhören würde, wenn das Mädchen aus dem Ort wäre.

Ich ließ das Mädchen sowohl in der Kirche, als auf dem Platz öffentlich so, wie sie es gemäß ihrer Bosheit verdiente, abstrafen, von zween Männern zu ihren Aeltern eine Stunde von hier bringen mit dem Auftrag: hiesigen Ort nicht mehr zu betretten.

Da nun in der Folge im Hause alles ruhig war; so wurden endlich die alten Großältern überzeugt, daß die Erlösung des Geistes wirklich geschehen, und mir vorbehalten gewesen. Die Entdeckung war auch diese Nacht um so nothwendiger, als ich gerade den 9ten auf einige Täge verreiste. Die Bosheit würde in meiner Abwesenheit immer weiter gekommen, alle mögliche Mittel, Geister zu vertreiben zwar angewendet, aber fruchtlos gewesen seyn, und den Leuten viele Sorgen, Kummer, und

auch Unkosten gemacht haben. Hätte die Boshafte bey meiner Zurückkunft aufgehört zu poltern; so wäre alle Entdeckung unmöglich gewesen, die armen Alten Zeit Lebens in Sorgen, und das Haus als der Aufenthalt eines Poltergeistes, und vielleicht gar des Satans auf immer verschreit geblieben. Ich war also wirklich zufrieden, daß alles noch in Zeiten entdecket worden.

So weit gieng das Vorurtheil des leichtglaubigen Volkes; aber auch so groß war die Bosheit, und der abscheulichste Undank eines noch nicht 13 jährigen Mädchens gegen ihre alte, beßte, und gütige Großältern!

Ich habe die Ehre ꝛc.

B. V. D.

Das Gespenst.

Als ich noch in Schulen war, ereignete es sich, daß in einem Dorfe, wo mein Kostherr ein kleines Lustschloß besaß, sich das Gerücht verbreitete, daß man Abends, gleich nach Sonnen-Untergang, ein Gespenst sehe. Dieses Gespenst stieg in

einer Entfernung von hundert Schritten aus der Erde hervor, hatte die Größe und Gestalt eines schwarzen Hundes, näherte sich dem Schloße, und wurde immer größer, so daß es einem großen schwarzen Kalbe gleich sah, und endlich so groß wurde wie ein Pferd; nach einer Weile ward es wieder kleiner, und verschwand. Vier Tage nacheinander sah man diese Erscheinung, bis endlich unser Kostherr sich entschloß, dieses Gespenst selbst in Augenschein zu nehmen. Er begab sich mit mir und noch einem seiner Zöglinge in das Schloß; und der Baumann führte uns in das Zimmer zur ebnen Erde, von welchem man das Gespenst sehen konnte. Es wurd' Abend, und die Sonne neigte sich zum Untergange. Nun, sagte der Baumann, wirds bald daseyn. Ich glaube, es ist die Seele des verstorbenen Nachbars; vermuthlich hat er da ein Geld vergraben.

Die Sonne war über den Horizont; es dämmerte, und wirklich stund, in einer Entfernung von etwa hundert Schritten, ein Thier da, das die Gestalt eines Hundes hatte. Das Thier näherte sich, und wurd immer größer, so wie ein mittelmäßiges Pferd; endlich entfernte es sich, nahm

wieder an seiner Größe ab, und verschwand. Wir sahens, und wußten nicht, was wir gesehen haben. Die Sache muß gründlich untersucht werden, sagte unser Kostherr. Bringt mir eine Laterne; wir wollen dem Gespenste einen Besuch abstatten. So giengen wir nun Hand in Hand bis an das Ort, wo das Gespenst verschwand, und — — fanden glücklich die Auflösung des Räthsels.

Eine schwarze Hündin lag in einer Grube mit ihren Jungen. Diese Hündin verlof sich, und muß vermuthlich einem Reisenden zugehört haben, und warf ihre Jungen in eine Sandgrube. Der Hunger trieb das arme Thier zur Nachtzeit aus seinem Lager, und so näherte es sich dem Dorfe. Da nun die Grube gegen Sonnen-Untergang lag, so vergrößerte der Schatten das Thier, je mehr sich selbes dem Schloße näherte, und man glaubte, das Thier hätte sich vergrößert; eben so nahm es auch wieder ab. Mein Kostherr rief dem Hunde; und er kam zu ihm. Wir nahmen die Jungen, und trugen sie ins Schloß, wo der Hund aufgenommen ward, und man hieß ihn das Gespenst.

Die Wettermacherin.

Im Dorfe N. lebte Rosine, ein sehr dummes und einfältiges Mädchen; man nannte Rosinen in ihren jüngern Jahren die dumme Truthenne. Sie war ungefähr sechzehn Jahre alt, als sie die Lust anwandelte nach Rom zu reisen, um sich dort etwas zu hollen, wie sie sagte, damit sie eben so die Wetter wie der Kaplan vertreiben könnte: wenn sie hörte, daß der Herr Kaplan das Wetter segnete.

Das dumme Mädchen kam im Pilgerkleide nach Rom, und brachte verschiedene Reliquien mit sich nach Hause. Sie packte sie in ein Schächtelchen zusammen; und wenn ein Gewitter über dem Dorfe war, so gieng sie einigemal um das Haus, und sagte in ihrem einfältigen Wahne, sie könne nun so gut die Wetter vertreiben, wie der Herr Kaplan. Es ereignete sich nun einmal, daß der Kaplan nicht zu Hause war, und das Gewitter gieng ohne Schaden zu thun vorüber. Das Bauernvolk sagte nun, die Truthenne wäre so wettergerecht, wie der Kaplan. Das dumme

Mädchen bildete sich itzt fest ein, es stünde in seiner Macht Gewitter zu vertreiben und zu machen: denn geh' ich rechts ums Haus, sagte sie, so weicht das Wetter; und geh' ich links, so kömmt es.

Unglücklicher Weise zog sich einmal ein Gewitter auf, das, ungeachtet die gute Truthenne immer rechts ums Haus gieng, dennoch nicht weichen wollte, und in der ganzen Gegend alles in Boden schlug. Nun war die allgemeine Sage, die Truthenne wäre Ursache, und hätte dieses Wetter gemacht. Das abergläubische Mädchen wurde zu Verhaft gezogen; und als man es fragte, ob es wirklich im Stande sey ein Gewitter zu erregen? antwortete die dumme Truthenne: ja! Sie kam auf die Folter, und bekannte, daß sie auch das fürchterliche Gewitter, das so viel Schaden anrichtete, gemacht hätte. Der Richter war mit diesem Geständniße zufrieden; und die unglückliche Rosine wurde als eine Hexe verbrannt.

Er-

Erscheinung
eines Geistes, der künftige Dinge vorsagt, und Geheimniße eröfnet.

Ich machte einst eine wunderbare Erscheinung, die nicht so leicht zu enträthseln seyn würde, wenn mir je daran gelegen wäre, das Geheimniß bey mir zu behalten. Da aber mein Endzweck ist, Vorurtheile auszureuten, und die Menschen vom Irrwahn zurückzuführen, so will ich dergleichen Kunststücke nicht verheimlichen. Ich machte selbst verschiedene Versuche, damit man mir nicht einwenden kann: er bildet sich vielleicht ein, daß die Sache so und so geschieht; sondern ich will die Menschen durch Experimente überzeugen, daß es wirklich so und nicht anders zugeht.

Ich befand mich vor ungefähr einem Jahre im Zirkel verschiedener Personen, wo wir über mancherlei Geheimniße sprachen. Meine Damen! sagte ich, wollten Sie wohl einmal einen wunderlichen Versuch machen? Ich will Ihnen einen Geist be-

schwören, den sie über verschiedene Geheimnisse befragen können, und er wird Ihnen zu Nacht pünktlich darauf antworten. Damit Sie aber versichert sind, daß ich an der Sache gar keinen Antheil habe, setzen Sie ihre Frage kürzlich, ohne daß ich sie zu Gesicht bringe, auf, verbrennen alsdann das Papier, und behalten die Asche bey sich. Wenn es Abend wird, bereiten Sie in einem Zimmer einen Tisch, bedecken ihn mit einem weißen Tuche, und stellen ein Nachtlicht darauf; auch müßen Papier, Feder und Dinte in Bereitschaft seyn. Wenn dieses alles geschehen ist, durchräuchern Sie das Zimmer, und verriegeln die Thüre wohl. In der Nacht wird der Geist kommen, und die Antwort auf ihre gegebene Fragen aufs Papier schreiben. Nein! schrie sogleich eines von den anwesenden Frauenzimmern, ich danke Ihnen vom Herzen, ich hab keine solche Visite nöthig. Eine andere sagte: ich möchte zwar den Geist nicht sehen; aber wissen möchte ich doch, ob es wohl möglich ist, dieses Zauberstück zu machen. Gut, erwiederte ich, meine Damen! richten Sie ein Zimmer zurecht, das Niemand bewohnt, und verschließen und verrigeln Sie es aufs beßte; und ich will die Citation vornehmen.

Der Tag war bestimmt. Ich erschien zur gegebenen Stunde; eine Dame schrieb eine Frage auf Papier, und verbrannte es; das Zimmer wurde zubereitet, und aufs beßte verschlossen. Einige Damen verobsignirten sogar die Fenster und die Thüre, und ließen in dem Vorzimmer einen Diener schlafen. Der Tag begann, und man trat in meinem Beyseyn ins Zimmer; und da war eine sehr pünktliche Antwort von einer unbekannten Hand auf dem Papier. Man verwunderte sich nicht wenig darüber, da man nicht vermuthen konnte, daß je eine Person ins Zimmer kam: denn alle Schlößer und Siegel waren unverletzt. Unterdessen gieng doch alles ganz natürlich zu.

Man nimmt ein mit einem chymischen Liquor präparirtes Papier, welches man unter ein anderes zu stecken sucht, worauf die Frage geschrieben wird. Auf diesem unterschobenen Papier kann ich das Geschriebene sichtbar machen. Ich schreibe dann auf ein anderes ebenfalls mit einem chymischen Liquor zubereitetes Papier eine Antwort, und suche dieses Papier bey der Zubereitung unvermerkt auf den Tisch zu bringen. In das Oel der Nachtlampe gieße ich dann einige Tropfen von einem Spiritus, dessen Aus-

dünstung die Schrift nach einigen Stunden sichtbar macht. Man kann also das Zimmer verschließen, wie man immer will: nichts hindert dieses Experiment.

Die Menge der Briefe, die ich seit der Erscheinung des ersten Theiles der Aufschlüße zur Magie über diesen Gegenstand erhielt, überzeugte mich, wie seltsam die Menschen über diese Materie denken. Es ist in der That was Edles und Großes für die Menschen gethan, wenn man sie aufklärt; aber wie viel sind wohl einer wahren Aufklärung fähig? Vorwitz, nicht Wißbegier reizt die meisten nach geheimen Wissenschaften. "Dieses oder jenes möchte ich doch gern wissen — da wollt' ich diesen oder jenen damit necken; — aber ich möchte es itzt schon wissen, sogleich, ohne mir viele Mühe damit zu geben, ohne viel Studirens." Diese ist die Sprache der meisten. Und doch gelangt man ohne Denken, Mühe, und vielem Forschen zu keiner Wissenschaft. Theorie und Praktik führen den Menschen zu Kenntnissen. Es giebt magische natürliche Kunststücke, die keiner, wenn man sie ihm auch noch so faßlich erklärt, nachmachen kann, ausser er besitzt optische, mechanische, chimische &c. &c. Kenntnisse: und meistentheils wol-

len diejenigen am wenigsten studiren, die Raserey zur Magie haben, und werden daher immer das Spielwerk listiger Betrüger. Ich muß noch vom Herzen lachen, wenn ich daran denke, welche seltsame Begehren man an mich stellte. Einige wollten meine physikalisch-magische Experimente nachmachen, und verlangten, daß ich ihnen Hohlspiegel mit der Post schicken sollte. Sie überdachten nicht, daß solche Hohlspiegel aus Gyps gegossen und metallisirt sind, und daher wenigstens ihre hundert Pfund wägen. Es ist nicht genug, die Geräthschaften zu haben; man muß sie auch zu ordnen wissen. Es ist nichts leichter, sagt Hamlet, als auf einer Flöte spielen. Man bläst nur darein, und legt die Finger auf die Oeffnung; allein der, der nicht darin geübt ist, bringt keinen harmonischen Ton hervor. Eben so geht es mit physikalischen Kunststücken. Ohne Studium, ohne Uebung, ohne genauer Beobachtung wird man in solchen Wissenschaften nie zurecht kommen. Auch ist es meine Absicht nicht, aus allen Menschen natürliche Magier zu bilden; mein Zweck ist nur, übernatürlich scheinende Dinge durch natürliche möglich und anschaulich zu machen. Es ist genug, wenn ich meine Experimente so erkläre, daß sie jederman

natürlich finden, und begreifen kann; nachmachen wird sie nur der Physiker, und der, dem ich manches physikalische Geheimniß entdecke, das ich zuweilen zurückbehalte, weil ich es nicht jedem, der sich gar keine Mühe zum Nachdenken giebt, so ganz hinwerfen will. Allein ich hätte mir doch nie beyfallen lassen, daß es in unsern Zeiten noch so ganz unerfahrne Leute geben soll, die dem Teufel mehr Recht als der Physik einräumen. Dieser Fall aber begegnete mir. Ein gewisser Kapuciner in Eichstätt erklärte im öffentlichen Druck, daß meine magische Stücke auf keine andere Art als durch den Teufel geschehen könnten. Ich verarge es dem guten Pater nicht; denn wenn man Erscheinungen in der Physik erklären will, und keine physikalische Kenntniße hat, so muß man freylich seine Zuflucht zur Hölle nehmen. Der Teufel hilft auf einmal aus aller Verlegenheit. Auch hört alle weitläufige Erklärung auf, wenn man sagt: das geschieht durch den Teufel. Hier lassen sich die Reime des Jesuiten Neumayr anwenden:

Miser diabole!
Quanta de te
Crimina debes audire.

Wie pflegt man mit dir umzugehn,
Erbarmenswerther Teufel!
Das, was die Menschen nicht verstehn,
Das machst du ohne Zweifel.

Oft liegt die ganze Zauberey
In wohlgeübten Händen;
Und dennoch schreit man: Teufeley
Muß unser Aug verblenden.

So schneidt man dir die Ehre ab,
Beschuldiget dich Sachen,
Die ohne deinem Zauberstab
Natur und Menschen machen.

So ist es einmal in der Welt:
Der Mensch mag nicht viel grübeln.
Dein Name, Teufel! trägt noch Geld;
Du wirst es nicht verübeln.

Mein guter Gegner von Eichstätt erklärt also öffentlich vor der Welt, daß alle magische Künste, die in den Aufschlüßen zur Magie nicht vollkommen erklärt sind, und wovon er sich keine natürliche Möglichkeit vorstellen kann, unmittelbar mit Bey-

hilfe des Teufels geschehen müssen; und sein ganzer Beweis ist der: Ich laß mich darum finden. Der Satz, weil sich der Pater darum finden läßt, ist freylich im ausgedehntesten Verstande genommen; allein eben darum, weil sich Pater Theodor darum finden läßt, werde ich mir, wenn er je zu Hause ist, ein kleines Absolutorium über seine Assertion ausbitten. Ich nehme mir auch die Freyheit, ihn zu gleicher Zeit einzuladen, sich mit mir in ein Zauberschloß zu begeben, um dort den magischen Wunderdingen beyzuwohnen, und sich persönlich zu überzeugen, daß alles ganz natürlich zugeht. Um die merkwürdigsten Stücke meiner Magie deutlich zu erklären, und zugleich angenehmer im Vortrag zu machen, will ich sie in Erzählungen einkleiden. Doch will ich vorher ausdrücklich protestiren, daß meine ganz natürliche Zauberstücke der hohen Meinung, die der ehrwürdige Pater vielleicht aus gewissen Ursachen anderwegs vom Teufel haben mag, ganz und gar nicht präjudiciren sollen.

Das Zauberschloß.

In der Mitte eines grossen, fürchterlichen Waldes ragte ein hoher Felsen empor, worauf ein uraltes Schloß stund. Es wohnte in selbem ein Graf mit seiner Familie viele Jahre, und in der Gegend sprach man viel von diesem Schloße. Eines Abends spät verirrte sich ein Mönch, der auf der Collektur war, und kam an die Veste. Der alte Graf, ein sehr freundlicher, gastfreier Mann, nahm den Mönch mit Freuden auf, und bewirthete ihn treflich. Man sprach verschiedenes; und endlich kam auch die Rede auf Gespenster und Geister. Mein Pater! sagte der Graf, Sie können, was diesen Punkt betrift, etwas sehr Merkwürdiges hier in meinem Schlosse sehen. Im grossen Saale, ein Stockwerk ober unser, hangt ein altdeutsches Porträt in Lebens-Größe. Man sagt, es war einer meiner Vorfahren. Nun fügt es sich, daß dieses Porträt zu gewissen Zeiten seinen Ort verändert, sich langsam von der Wand herabläßt, und endlich aus seiner Rahme steigt, und im Schloße eine Weile herumspaziert, und sich dann

wieder in die Rahme begiebt, und seinen vorigen Platz einnimt. Wenn Sie morgen noch bey mir bleiben wollen, können Sie sich selbst davon überzeugen.

Der Pater blieb; und den andern Tag, als es dunkel wurde, führte ihn der Graf in den Saal, und zeigte ihm das Porträt. Sehen Sie einmal genau dieses Porträt an; Sie werden sehen, daß, wenn die Gebethglocke geläutet hat, dieses Gemälde aus seiner Rahme steigt, und zur Thüre hinaus geht. Wir wollen uns einige Schritte entfernen, um dem Geist nicht im Wege zu stehen. Die Glocke läutet das Ave; der Graf setzte seine Lampe, die ganz düster brannte, weit zurück im Saale. Es waren kaum einige Minuten nach dem Ave vorüber, als das Gemälde sich bewegte, und sachte herunter ließ. Es wich von seiner Stelle, und sichtbar gleitete es zur Thüre hinaus. Als es fort war, sagte der Graf: nun besichtigen Sie die Tafel, und Sie werden kein Gemälde mehr auf selbem finden; und, es war so. Der Pater erstaunte. Nach einiger Zeit kam das Gespenst wieder zurück, nahm seinen vorigen Platz ein, und die Tafel erhob sich wieder.

Was halten Sie nun von der Sache? sagte der Graf.

Der Pater. Mein Gott! es ist sehr wunderlich. Der arme Geist hat vielleicht ungerechte Güter besessen, und muß darum leiden.

Der Graf. Wenn man Ihnen nun sagte, es gäbe keinen Geist; was würden Sie dazu sagen?

Der Pater. Ich würde entgegen setzen, daß ich mit meinen eignen Augen einen gesehen hätte.

Der Graf. Glauben Sie aber auch, Pater! daß Sie recht gesehen haben? Es könnte ja wohl Betrug seyn.

Der Pater. Betrug? Wer wird wohl ein Gemälde aus der Rahme verschwinden machen? So was könnte nur durch Zauberey geschehen.

Der Graf. O mein Pater! alles, was Sie sahen, ist natürlich. Kommen Sie mit mir; ich will Ihnen das Ganze erklären.

Auflösung.

Im Saale war dem Gemälde gegenüber eine Oeffnung, durch die man von einem andern Zimmer eine Zauberlaterne anbringen konnte. Die Leinwand des Bildes war nur mit einer bräunlichen Farbe übertüncht, und die laterne magica warf

das Bild des Grafen auf die Leinwand, so daß man glaubte, es wäre darauf gemalt. Diese Illusion noch täuschender zu machen, wird erfordert, daß das Bild, das auf dem Glase der Zauberlaterne gemalt ist, dicht mit Oelfarbe überstrichen werde, und nur die Figur allein transparent bleibe. Wenn die Zeit der Zauberey herbeykömmt, bewegt man in der laterna magica die Figur; und sie verläßt ihre Rahme, und gleitet zur Thüre hinaus. Doch ist hiezu noch nöthig, daß die Wände geräthfrey und weiß sind.

Auf gleiche Art kann man auch einen gemalten Vogel von einer Tafel wegfliegen, oder Kartenblätter auf den Wänden herumspaziren lassen, welches durch eine versteckte Zauberlaterne bewirkt werden kann.

Der Hexentanz.

Was man von gewissen Orten spricht, die in den alten Zeiten wegen der Hexentänze bekannt sind, ist nicht ganz ohne Grund. Ich hab verschiedene Hexenakten durchlesen, und wahr befunden, daß die Hexen und Hexenmeister eine Art

der bösesten Menschen waren, die verschiedene Geheimnisse besaßen, dem Menschen zu schaden. Sie hatten gewisse Zeremonien; wurden ordentlich in die Hexengesellschaft aufgenommen, und mußten ihren Namen mit Blut unterschreiben. Sie hatten verschiedene Sammelplätze, theils in Wäldern, theils auf Bergen, und andern abgelegenen Orten, wo sie zusammen kamen, schmausten, tanzten, und sich lustig machten, Unzucht trieben, und auch manchmal Kindermord verübten. Auf diesen Sammelplätzen kochten sie ihre vergiftete Getränke, machten ihre Zaubersalben, und magische Opiaden. Einer jeden Hexe wurde bey ihrer Aufnahme ein Buhlteufel zugegeben, und dieses, wie ich in der Aussage einer Hexe las, durch das Loos bestimmt. Dieser Buhle wurde ihr Teufel genannt, und bekam auch wirklich den Namen eines Teufels, wie eine dieser Hexenaussagen, die ich hier beyfüge, bestättigt. Sie hatten also wie in andern mystischen Gesellschaften ihre Ordensnamen, die den Profanen nicht bekannt waren. Und wenn eine Hexe sagte: sie hätte den grünen Buhlteufel; eine andere, den blauen, so war hierunter nicht der Teufel, sondern der Liebhaber verstanden. Ihre Meinung war auch, daß sich manchmal der Teufel

in ihren Liebhaber verwandelte, oder manchmal in eine Hexe, um ihnen in Abwesenheit ihrer Buhlen Vergnügen zu machen. Ich fand daher bey Durchlesung der meisten Hexenakten eine vollständige Uebereinstimmung in Rücksicht des Buhlteufels. Fast alle Hexen sagten aus, daß sie einen Buhlteufel hätten. Und wenn der Richter fragte, was sie denn mit ihrem Buhlteufel zu thun gehabt haben? so erzählten sie, daß sie mit ihm Unzucht trieben; und mit dieser Aussage ließen sich die Richter meistentheils begnügen. Aber in einem andern Processe, der mit mehr Klugheit geführt wurde, fand ich folgende Aussage:

Interr. 14.	ad 14.
Ob Inquisitin auch auf dem Hexentanz gewesen sey?	Ja; denn sie sey dort als eine Hexe aufgenommen worden.
15.	ad 15.
Wer sie denn auf den Hexentanz geführt habe?	Die alte Schäfflerin habe sie abgehollt, und sie seyen dann miteinander auf dem Besen fort.

16.	ad 16.
Sie soll sagen, ob sie denn auf dem Besen durch die Luft gefahren sind?	Keines Weges. Sie seyen zu Fuß bis ans Etterle (der Ort ihrer Zusammenkunft) gegangen; dann haben sie sich kridlisch auf den Besen gesetzt, und so kamen sie auf den Tanzplatz.
17.	ad 17.
Ob sie also nicht durch die Luft gefahren sind?	Keines Wegs. Durch die Luft kann man ohne der Salbe nicht fahren: allein von der Salbe darf man selten Gebrauch machen.
18.	ad 18.
Was Inquisitin auf dem Hexentanz gesehen habe?	Die Hexen und die Buhlteufel.
19.	ad 19.
Ob sie auch einen Buhlteufel bekam?	Ja; sie bekam den Rotzigen.

20.

Was will sie dadurch sagen?

ad 20.

Es war halt noch ein junger Buhlteufel.

21.

Was denn dieser Buhlteufel mit ihr getrieben?

ad 21.

Er habe sie in Beyseyn der übrigen fleischlich hergenommen.

22.

Ob sie sich denn vor dem Teufel nicht geforchten habe?

ad 22.

Nein; es war ja nur der Buhlteufel.

23.

Ob es denn einen Unterschied zwischen dem Buhlteufel und den andern Teufeln gebe?

ad 23.

Freilich! Der Buhlteufel sey kein rechter Teufel, sondern nur ein Hexenbuhl, so wie der Rotzige, der des alten Zimmerpeterls Sohn ist.

24.

Ob sie denn den wahren Teufel nie auf dem Hexentanz gesehen.

ad 24.

Es kann wohl seyn, daß er unter den Buhlteufeln gesteckt ist: sie

habe auf ihn eben nicht so genau acht gegeben: unterdessen sey der Teufel doch auch schon bey ihr gewesen.

25.

Wie sie dieses wisse?

ad 25.

Er habe bey ihr geschlafen, als sie sich mit der Liebessalbe geschmiert hat.

26.

Was denn die Liebessalbe sey?

ad 26.

Es ist eine Salbe, die man auf dem Etterle aus verschiedenen Kräutern kocht, und sich dann die Schaamtheile damit schmieret, worauf man in einen Schlaf verfällt, in welchem der Teufel kommt, und die Hexen zum Liebesgenuß braucht. ꝛc. ꝛc.

27.	ad 27.
Ob sie sich oft mit dieser Salbe geschmiert habe?	O ja; gegen hundertmal ꝛc. ꝛc.

Aus dieser Aussage sieht man nun ganz überzeugend, daß der sogenannte Teufelsbeyschlaf nur eine Illusion der gereizten Einbildungskraft war, die durch schlafmachende Salben erregt wurde.

Es wird nicht unnütz seyn, wenn ich mehrere Auszüge aus Hexenaussagen hier anfüge, die ich sammelte, und die zur wahren Aufklärung dienen.

1.	ad 1.
Ob sich Inquisitin noch ihrer letztern Aussage erinnere?	Ja; sie habe ausgesagt, daß sie unter dem sogenannten Lohbergerl auf dem Etterle auf dem Hexentanz gewesen sey?
2.	ad 2.
Was sie denn auf diesem Hexentanz alles gemacht haben?	Sie haben die blinde Maus (blinde Kuh) gespielt, und der Schwar-

ze habe sie fangen müssen, den sie aber weidlich zum Beßten gehabt.

3.

Was sie denn unter dem Schwarzen verstehe?

ad 3.

Wen solle sie darunter verstehen; sie meine halt den Teufel.

4.

Ob denn der Teufel öfter mit ihnen gespielt habe?

ad 4.

O ja! er sey gar ein lustiger Schnack, und fallen ihm allerhand Spåsgen ein, besonders, wenn er guten Humors ist.

5.

Ob er denn nicht immer guten Humors sey?

ad 5.

Nichts weniger! Er hänge manchmal abscheulich die Ohren, und ziehe den Schweif wie ein Hund ein, den man geprügelt hat.

6.	ad 6.
Ob denn der Teufel Ohren, und Schweif habe?	Ja freylich! und sie habe ihn selbst schon bey dem Schweife gezogen. Wenn sie nur ihre Salbe hätte, sie wollte heute Nacht gleich wieder bey dem Hexentanz seyn.

Hierauf hat die Obrigkeit für gut befunden, der Inquisitin die Salbe zu geben, die sich dann äußerte, daß man ihr auch eine Ofengabel geben müsse, darauf sie ihren ganzen Leib einschmierte, und Nachts zum Fenster hinaus auf das Etterle zum Hexentanz fahren wollte. —

Die Verhafte schmierte sich auch wirklich mit der Salbe ein, und fiel in einen tiefen Schlaf, daß sie gegen drey Stunden, ohne das mindeste Zeichen des Lebens zu geben, da lag, binnen welcher Zeit sie von der Obrigkeit genau beobachtet wurde. Nach drey Stunden erwachte sie wieder. Und als man sie sich ankleiden hieß, und wieder ins Examinirzimmer führte, machte sie folgende Aussage:

7.	ad 7.
Wo sie denn nun gewesen sey?	Sie sey auf dem Etterle auf dem Hexentanz gewesen.

8.	ad 8.
Wen sie dort gesehen habe?	Eine Menge Leute. Es war sehr lustig; der Schwarze gieng heut sogar in der Larve, und ein Hexenemister ist auf des alten Lienbauern krepirten Braun geritten gekommen.

9.	ad 9.
Wie konnte denn der Hexenmeister geritten kommen, wenn des alten Lienbauers Braun krepiert war?	Er ritt halt doch darauf. Es war nur das Beingerippe.

10.	ad 10.
Ob sie nur allein auf dem Hexentanz gewesen sey?	Gewiß nicht! Es sind eine Menge heut da gewesen.

11.

Wenn man ihr aber sagen würde, daß sie nicht von der Stelle gekommen sey?

ad 11.

O das wären Possen; sie wisse es viel besser.

12.

Warum sie denn wieder in Kerker zurück gekommen sey; sie hätte ja anders wohin sich flüchten können.

ad 12.

Ja, die Ursache davon wisse sie nicht anzugeben. Unterdessen habe sie immer gehört, von wo man ausfährt, fahre man wieder zurück.

Aus der ganzen Aussage der Verhafteten sah man, daß alle ihre Zauberei in der Einbildung bestund, die durch die Zaubersalbe in eine heftige Bewegung gesetzt wird. Auf vielfältiges Zudringen brachte es endlich die Obrigkeit dahin, daß sie auch die Ingredienzien einbekannte, aus welchen diese Zaubersalbe gemacht war, und die gänzlich aus narkotischen Kräutern bestunden.

Wer die Einbildung der Menschen auf einen gewissen Grad zu stimmen weiß, der kann Wunderdinge in der Natur hervorbringen. Es giebt Erscheinungen, die auch dem erfahrnsten Physiker ein Räthsel sind, und sich bloß auf einer erhöhten

Einbildung gründen. Abwesende Personen Jemanden lebhaft darzustellen; zukünftige Dinge in einer ganzen Folgenreihe vorherzusehen; Gedanken zu wissen; Träume vorherzusagen; gleiche Leidenschaften nach Verlauf mehrerer Jahre wieder hervorzubringen — alle diese seltene Phenomene beruhen auf dem Studium der Macht der Einbildung über den Menschen. Es wäre vielleicht gefährlich für die Welt, die Art, wie solche Wirkungen hervorgebracht werden, deutlich zu erklären, weil sie mehr zum Bösen als Guten würde angewendet werden. Doch muß ich dem Volke sagen, daß es sich auch durch die seltensten Erscheinungen nicht soll irre führen lassen, um Teufelsgewalt bey solchen Wunderdingen zu vermuthen. Die Natur hat unendlich viele verborgene Kräfte; wer diese kennt, löset folgende Räthsel auf.

Geschichte
des Grafen R.***

Es war den 15ten May im Jahre — — als der junge Graf von R*** in einem Gasthofe in Amsterdam auf seinem Zimmer saß, und schrieb.

Man pochte an der Thüre; und seine alte Tante, die Frau B. tratt herein. Wie, meine liebe Tante! rief der Graf: Sie sind hier! Was bewog Sie, eine so weite Reise zu machen? — — Der junge Graf war zur nemlichen Zeit in Amsterdam, und die Tante in Paris. Ich bringe Ihnen das Portrait ihrer künftigen Braut, sprach die Tante: und überreichte dem Grafen das Gemälde einer engelschönen Dame. Meine Braut! rief der Graf voll Verwunderung und Freude auf, und küßte das Bild; aber plötzlich waren Bild und Tante verschwunden. Der Graf klingelte; es kam sein Diener. Er hielt genaue Nachfrage, ob Niemand im Gasthofe angekommen wäre? wer die Dame sey, die eben bey ihm im Zimmer war? Aber Niemand wußte, was er sagen wollte; und man versicherte ihn, daß keine Seele im Hause sey.

Der Graf war ganz erstaunt über diese seltne Erscheinung, und dachte immer dem schönen Portrait seiner Hochzeiterin nach; er konnte sich unmöglich diese Erscheinung erklären. Abends gieng er unruhig zu Bette, und lag bis gen Mitternacht schlaflos. Endlich schlummerte er ein wenig ein; er erwachte aber gähling wieder, indem es ihn däuchte, er höre leise Schritte in seinem Zimmer.

Er wollte sein Licht anzünden, aber die Lampe verlosch. Karl! rief eine Stimme, kennst du mich nicht? — Meine Schwester! schrie der Graf. Ja, ja, deine Schwester! antwortete das Frauenzimmer, und verschwand. Der Graf klingelte seinem Diener; und keine Seele war auf seinem Zimmer mehr anzutreffen. Hast du meine Schwester nicht gesehen? Johann! sagte der Graf.

Johan. Ach ihre Schwester — — Sie träumen, gnädiger Herr!

Graf. So wahr ich lebe, sie war da, nannte mich beym Namen; ich war so wach als ich itzt bin.

Joh. Wunderlich! ich sah keine Seele.

Graf. Was will dieses Gesicht sagen?

Joh. Das weiß ich nicht; es muß Hexerei seyn.

Der Graf befahl nun seinem Diener bey ihm im Zimmer zu bleiben, und legte sich wieder zu Bette. Die Nacht gieng ruhig vorüber. Als der Graf am Morgen aufstund, und frühstücken wollte, lag ein

Billet auf dem Boden. Der Graf erbrach es, und las:

"Lieber Karl!

"Deine Schwester Sophie ist sehr krank; und „man zweifelt, ob sie wieder genesen wird. Nur „du allein kannst sie wieder gesund machen; deine „Gegenwart wird ihre Heilung seyn."

Amalie.

Woher dieses Billet? rief der Graf voll Erstaunen auf. Das ist die Handschrift meiner jüngern Schwester Amalie. Wirklich ihre Hand, sagte Johann: aber woher kann dieses Billet gekommen seyn. Man hielt Nachfrage; aber Niemannd wußte ein Wort davon. Der Graf packte zusammen, ließ die Post bestellen, und wollte nach Paris eilen, um seine Schwester zu besuchen; aber nun erst fand er, daß es ihm an Geld mangle: denn der Wechsel, den er erwartete, war noch nicht gekommen. Ganz unentschlossen gieng er auf die Promenade, um seinen Gedanken nachzuhängen, und frische Luft zu schöpfen. Er war kaum hundert Schritte gegangen, so begegnete ihm ein alter Mann, der ihm starr ins Gesicht sah. Hier, fieng der Unbekannte an, hier nimm dieses Geld (es waren

hundert Carolinen) und eile nach Paris. Der Graf wollte sprechen; aber der Unbekannte warf ihm die Börse hin, und verlohr sich schnell unter dem Volke.

Wer war der Mann? — Woher die hundert Carolinen? — Alles war dem Grafen ein unauflösliches Räthsel. Er setzte sich in den Wagen, und eilte von Amsterdam fort. Der Graf kam nach Paris, und fand seine Schwester wirklich sehr krank; aber niemand wollte ein Wort von dem Billet wissen. Es war in der That Amaliens Handschrift; aber Amalie betheuerte, daß sie nie eine Sylbe geschrieben habe; und was überdieß die Sache höchst wunderbar machte, war, daß Sophie den nemlichen Tag erkrankte, als der Bruder das Billet erhielt. Durch die Freude, daß Sophie ihren Bruder sah, wurd sie bald wieder gesund. Noch seltsamer war, daß der Graf, als er seine Tante besuchte, bey ihr das nemliche Frauenzimmer fand, von der er das Portrait in Amsterdam sah. Er erzählte den wunderlichen Hergang der Sache; und alles war voll Erstaunen. Auch wurd in kurzer Zeit die Heurath mit diesem Fräulein richtig; und alles dieses war weder Geistererscheinung, noch Zauberei. Hier folgt die

Auflösung.

Der junge Graf sah schon das Frauenzimmer, das er zur Braut nahm, weil er noch in Paris war, auf einer öffentlichen Promenade. Ihre Gesichtsbildung machte einen sehr heftigen Eindruck auf ihn; er eilte ihr nach, konnte aber die Schöne nicht mehr finden. Die Zeit verlöschte die schnellen Eindrücke, und er dachte auf das Frauenzimmer nicht mehr. Als er aber in Amsterdam war, so fügte sichs, daß er einen Besuch bey einem seiner Bekannten ablegte. In dem Zimmer, wo ihn sein Freund empfieng, war ein Portrait, das mit seiner Schönen, die der Graf einst in Paris sah, viele Aehnlichkeit hatte. Diese ähnliche Züge erregten in ihm diejenigen Eindrücke wieder, die in seiner Seele schlumerten; und obwohl er auf das Frauenzimmer nicht mehr dachte, so associrten sich doch die Ideen. Diese dunklen Gefühle entwickelten sich, als der Graf allein auf seinem Zimmer saß, und die Rückwirkung seiner Seele rief ihm daher ein Bild seiner Schönen ins Gedächtniß zurück mit einer Lebhaftigkeit, die dem ersten Eindruck, den diese Person auf seine Seele gemacht hatte, vollkommen gleich war. Die Erscheinung war also nichts anders als ein lebhafter Traum (welches

die meisten Erscheinungen sind) und als er darüber aufwachte, so konnte er sich noch lange nicht fassen, wie es bey solchen heftigen Träumen sehr oft geschieht. Es war nun ganz natürlich, daß der Graf, dessen Einbildungskraft ganz erhitzt war, die andere Nacht darauf wenig schlief. Zu diesem sonderlichen Auftritt ereignete sich, daß ein fremdes Frauenzimmer, das in dem nemlichen Gasthofe wohnte, in das Zimmer des Grafen durch eine Wandthüre kam, und das Zimmer verfehlte, wohin sie von ihrem Geliebten bestimmt war. Der Graf, der das Mädchen anschrie, glaubte die Stimme seiner Schwester zu hören; noch mehr bekräftigte seinen Irrwahn, des Mädchens Antwort: „ja ich bins," bis es den Betrug entdeckte, und schnell zur Thüre hinaus floh. Nun setze man sich in die Lage des Grafen; man berechne den Grad seiner Einbildungskraft, die mitverwickelten Umstände, und urtheile von seiner Fassung. Man bringt Licht; nun bestärkt die zweifelhafte Sache das Billet noch mehr, das man auf dem Boden fand, und das des Grafen jüngerer Schwester eigne Handschrift war. Dieses Billet war auch wirklich von Amalien geschrieben. Sie benachrichtigte vor einigen Jahren Sophiens Unpäßlichkeit, als der Graf noch

in Paris war, und sie selbst dort besuchte, ohne daß er dieses Billet mehr nöthig hatte. Er empfieng es dort aus seiner Schwester Hand, und steckte es, ohne es zu öfnen, in seine Tasche, wo es ruhen blieb bis zur Zeit, als der Graf es durch ein Ungefähr aus seiner Tasche zog, und im Zimmer verlor. Der Mann mit dem Gelde war ein Kaufmann, der den dringendsten Auftrag erhielt, einem ankommenden Fremden, der in einer Ehrensache sich flüchten mußte, und der Beschreibung nach mit dem Grafen viel Aehnliches hatte, dieses Geld zu seiner Flucht nach Paris einzuhändigen. So trug sich diese sonderliche Geschichte zu durch ein Gewebe von Zufällen, Ideen-Associationen und Aehnlichkeiten, wodurch sich manchmal die unbegreiflichsten Sachen natürlich erklären ließen, wenn die Menschen nicht selbst ihr Vergnügen am Wunderbaren fänden.

Macht der Einbildung über den Menschen.

Wir kennen noch die Wirkung der Einbildung auf den Körper zu wenig, und suchen oft in den seltsamsten Dingen einen Grund, uns Sa-

chen zu erklären, die die Wirkungen der Einbildungskraft sind. Man weiß, und die gelehrtesten Aerzte und Phisiologen haben darüber die genauesten Beobachtungen angestellt, welche sonderliche Erscheinungen aus der Rückerinnerung entspringen, und welche verschiedene Krankheiten die Einbildung hervorgebracht hat, und wieder entgegen, welche verschiedene Zufälle die Einbildung geheilt hat.

Man weiß Menschen, die bloß durch die Erinnerung an eine Krankheit wieder in die nemliche Krankheit gefallen sind; andere, die durch Gewißheit und Ueberzeugung, daß dieses oder jenes Mittel helfe, bloß durch die Einbildung wieder hergestellt worden sind. Der Physiker, der die Kräfte der Natur erwägt, der Physiolog, der keine Wirkung der Seele unbemerkt läßt, der findet das Wunderbare in ganz natürlichen Gesetzen. Der feste Glaube, das Zutrauen, die Hofnung — diese sind nicht eitle Dinge; sie sind Wirklichkeiten, die ihre Wirkungen und Folgen haben. Wenn man die Wirkungen der Leidenschaften der Menschen studiert, und ihre Eindrücke auf die feinere und gröbere Organisation zergliedert; wenn man weiß, welche Wirkungen die Furcht, die Liebe, der Zorn, der Haß, mit einem Worte; alle sanfte und stür-

mische Leidenschaften hervorbringen; wenn man weiß, wie dunkle Gefühle sich in deutliche entwickeln; wie die Association der Ideen nach der Beschaffenheit der Leidenschaften und der Gemüthszustände folgt; dann kann man viele Wunder erklären.

Ein gewisser tiefer Naturkenner sagt: alle Leidenschaften sind Krankheiten in grösserm oder minderm Grade; und alle Leidenschaften sind auch Genesungsmittel in grösserm oder minderm Grade. Gewisse Krankheiten sind die Entstehungsursachen gewisser Leidenschaften, und gewisse Leidenschaften die Entstehungsursachen gewisser Krankheiten. Der Physiker, der die Krankheitsgeschichten genau studirt, erhält grosse Aufschlüsse zu physiologischen Grundsätzen. Auf so verschiedene Art manche Krankheit verursacht werden kann; auf so verschiedene Art können ebenfalls manche Leidenschaften im Menschen durch Zufall oder durch Kunst hervorgebracht werden. Darinn liegen die Geheimnisse der Wundermänner, darinn die Geheimnisse der Zauberey.

Bey Menschen von schwachen Nerven, bey Weibern, histerischen oder schwangern äussert sich die Kraft der Einbildung am heftigsten. Man hat die auffallendsten Beyspiele. Es ist daher ganz

natürlich, eine histerische, zu Fraisen geneigte Person in den Zustand ihrer Krankheit durch die blosse Einbildung wieder zu versetzen. Auch ist es wieder ganz natürlich, daß durch das blosse Zutrauen, oder die Hofnung geheilt zu werden, oder die Einbildung schon geheilt zu seyn, solche Krankheiten auch wirklich auf längere Zeit, und manchmal gänzlich aufhören, besonders, wenn man die Wirkungen betrachtet, die die Hofnung, Zuverläßigkeit, Freude, mit einem Wort: die sanfteren Leidenschaften in der Organisation des Menschen, vorzüglich in Rücksicht des Blutumlaufes und des Verhältnisses der innern Eingeweide verursachen.

Wer über diese Gegenstände mehrern und deutlichern Unterricht einhollen will, dem empfehle ich das Werk des William Falkonet über den Einfluß der Leidenschaften auf die Krankheiten des Menschen. Paris 1788; — und die Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschl. Leben. Frankf. und Leipz. 1784.

Trau-

Traurige Wirkungen der verdorbenen Einbildungskraft.

Des Menschen erste Pflicht ist Wahrheit in jeder Sache zu suchen. Die Einbildung verderbt sich durch Vorurtheile: denn diese gründen sich in Irrthum. Wer Anschaulichkeit in seiner Seele hat, dessen Einbildungskraft wird nicht verdorben werden. So handelt auch der größte Theil der Menschen nach dem, was er gehört oder gesehen hat; begnügt sich mit der Erklärung, die ihm am ersten faßlich ist, und so wird der größte Theil des Volkes zum Irrthum verleitet. So entstunden Fantasten, Schwärmer, Enthusiasten, und werden noch entstehen, so lang die Menschen Menschen sind. Es ist nichts leichter, als die Einbildungskraft des Unwissenden zu erhitzen, und sein Herz irre zu leiten. Dieses wußte mancher falsche Prophet, mancher Pope, mancher Betrüger des Volkes, der Brüder gegen Brüder waffnete, Schlachten lieferte, Menschen mezzelte, um mit seinen Absichten durchzudringen. Es ist gewiß: man wird die Menschen nicht alle auf ein-

mal aufklären; sie wären auch einer wahren Aufklärung nicht fähig; nur stuffenweise muß es gehen. So wie in einem Krankenspital ein vernünftiger Arzt sich verhält, so muß es auch der Aufklärer machen. Er giebt seine Medikamente mit Sorgfalt und Liebe. Einige nehmen sie, und genesen; einige verschmähen sie, und sterben; andere sind keiner Genesung mehr fähig. So verhält es sich eben mit der Welt. Der Kranke hält oft mehr auf einen Charletan, als auf einen vernünftigen Arzten, und wird lieber durch Unwissenheit verdorben, als durch wahre Einsicht geheilt. Es wird wohl alles so seyn müssen. Doch zu unserm Endzweck! Es liegt immer der Menschheit daran, daß man den Menschen, so viel möglich ist, gesunde Begriffe beybringe, daß man sie, so viel als möglich ist, vor Irrthum warne: denn das Verderben der Menschen liegt im Falschen. Bey dem, der Wahrheit liebt, und untersucht, wird der Betrüger keine Freistätte finden. Es ist nothwendig, daß man von Jugend auf die Einbildungskraft des Menschen nach gesunden Grundsätzen richte, damit er, wenn seine Lebensumstände ihn in besondere Fälle verwickeln, in sich selbst eine Stütze finde. Nicht in der Dreistigkeit oder in Tollkühnheit be-

steht der wahre Muth des Menschen, sondern in der gesunden Ueberlegung. Wenn man Wunderdinge untersucht, so ist nothwendig dazu, daß man eine gesunde Einbildungskraft besitze. Man muß sich nie sagen: das ist gewiß nicht, das kann nicht seyn, oder das ist unmöglich; sondern man muß sich sagen: wenn aber dieses wäre, wenn mir dieses oder jenes begegnete, was würde ich thun? wie würd' ich mich betragen? Dieses letztere ist immer das sicherste Mittel; denn man wird von nichts überrascht werden, wo entgegen, wenn man einige Sachen zuverläßig für unmöglich hält, und gähling das Gegentheil findet, alle Fassung verliert. Auch muß man den historischen und physischen Glauben nicht vermischen; nicht Fakta läugnen, die zehn und zwanzig, auch mehr glaubwürdige Personen gesehen haben: denn die Geschichte kann wohl wahr seyn. Aber es kömmt in solchen Fällen meistens nicht auf die historische Wahrheit der Sache, sondern vielmehr auf die physikalische Erklärung derselben an, ob die Art, auf welche sie sich zutrug, wirklich so beschaffen war, wie man sie beschaffen glaubte. So z. B. würde Jemand sehr unrecht daran seyn, wenn er durchaus läugnen wollte, was man von der sogenannten Nacht-

jägd (Nachtgejaid) erzählt. Den historischen Glauben, daß es so eine Nachtjagd gebe, daß die Menschen diesen Zug selbst gehört haben, werden viele glaubenswürdige Personen bestättigen. Allein die Frage ist nicht, ob es so einen Nachtlärmen gebe? sondern nur, ob dieser Nachtlärm nicht auf eine andere Art entstehe, als der gemeine Pöbel glaubt? So ist es eben mit den Irrwischen. Es ist historisch richtig, daß es Irrwische giebt; daß sie auf den Mösern die Menschen verführen; daß sie sich zu schlagen scheinen; daß sie einen verfolgen, wenn man lauft, manchmal gar dem vor ihnen Fliehenden auf den Nacken sitzen — alles dieses kann nicht geläugnet werden. Allein die Frage des Vernünftigen ist, ob diese seltne Erscheinungen nicht natürlich geschehen? und dann deckt sich auf, daß sie flüchtige Mooslichter sind, die durch die Luft, die man im Laufen durchschneidet, angezogen werden, und einen so zu verfolgen scheinen rc.

Die Dreistigkeit, wunderbaren Erscheinungen allen historischen Glauben abzusprechen, war das erste Hinderniß, die Sache mit Vernunft zu untersuchen. Auch ist Niemand weniger aufgelegt, einer seltsamen Erscheinung auf den Grund zu kommen, als der, der ihr ihre ganze Existenz abspricht.

In einem alten Schloße war die Sage, daß ein Gespenst sich in einem unterirdischen Gewölbe aufhalte, und, wenn man Nachtszeit in selbes kam, den Menschen festhalte. Ein Fremder, der in diese Gegend kam, spottete über dieses Gerücht; und man foderte ihn auf, daß er in dieses Gewölbe hinabsteigen sollte, wenn er je Muth hätte. Der Fremde, der zuverläßig in seiner Einbildung versichert war, daß dieses Gerücht ganz falsch sey, macht sich auf keinen unverhoften Vorfall bereit. Er nahm ein Licht, und ließ sich das Gewölbe zeigen. Doch ward bedungen, daß er ein Messer, das man ihm darreichte, zum Zeichen der Erfüllung seines Worts im Gewölbe auf den Boden stecken sollte, welches er auch treulich zu leisten versprach. Er kam in das Gewölbe, das seinem Umraume nach eben nicht zu groß war, suchte alle Ecke und Winkel aus, um zu sehen, ob Niemand versteckt sey; und als er nirgends etwas entdeckte, schloß er die Thüre hinter sich zu. Da ereignete sich aber, daß die eindringende Luft ihm sein Licht auslöschte, über welches er aber wenig bekümmert war. Er trat nun in die Mitte des Gewölbes, nahm sein Messer, und steckte es tief in die Erde; allein, als er sich emporrichten wollte, hielt ihn etwas fest am

Rocke, und er konnte, ungeachtet wiederholter Versuche, von dem Boden sich nicht mehr erheben. Dieser unerwartete Zufall wirkte so sehr auf ihn, daß er ganz aus seiner Fassung kam, und endlich gar ohnmächtig hinsank. Seine Freunde warteten ziemlich lang auf ihn; da er ihnen aber zulange ausblieb, so sorgten sie, es müße ihm etwas Widerliches begegnet seyn. Sie giengen sämmtlich ins Gewölbe, und fanden ihren armen Helden ganz ausser sich, der ihnen den unbegreiflichen Zufall erzählte, nachdem er sich wieder erhollt hatte. Allein wie lächerlich kam die Sache nicht den übrigen vor, als sie sahen, daß der Fremde selbst die Ursache dieses Auftritts war: denn als er das Messer in die Erde steckte, und sich dazu bückte, so durchstach er einen Theil seines Rockes, und befestigte ihn an den Boden, daß er sich also natürlicher Weise nicht mehr aufheben konnte.

Dieses Beyspiel lehrt, daß der Mensch, der untersucht, sich auf alle Vorfälle bereit halten müsse, damit ihn kein unerwarteter Zufall überrasche. Man muß nie die Fakta, die von vielen Menschen bestättigt werden, läugnen, sondern den Grund und die Ursache davon untersuchen. Vielleicht mag eine eben so unbedeutende Ursache das Gerücht ver-

breitet haben, daß in dem Gewölbe, wovon ich eben sprach, ein Gespenst die Menschen festhalte.

Fast auf gleiche Art ergieng es einem jungen Landpfarrer, der in der Gegend, wo er die Pfarr antratt, von den Bauern erzählen hörte, daß das Nachtgejaid zu gewissen Zeiten einige Gegenden und Oerter durchstreiche. Die Bauern behaupteten allgemein, daß, wenn dieses Nachtgejaid über Jemanden herzieht, man sich der Länge nach auf die Erde legen müße, um nicht von selbem mitgenommen zu werden.

Der Pfarrer wählte diesen Gegenstand einst zu seiner Predigt, und behauptete laut, daß alle diese Sachen blosse Einbildungen und Lügen wären. Nun fügte sichs, daß er diesen nemlichen Tag spät zu einem Kranken gerufen wurde; und als er von diesem nach Mitternacht zurückkehrte, und in die Gegend kam, wo der Sage nach die Gespenster-Jagd vorüber zog, hörte er so einen schrecklichen Lärm, und ein Geheul, daß er hierüber ganz die Grundsätze seiner eigenen Predigt vergaß, und sich ebenfalls wie die Bauern zu Boden warf, um den Zug über ihn hingehen zu lassen.

Nacht-

Nachtgejaid.

Das sogenannte Nachtgejaid, oder die Gespenſterjagd kann nicht geläugnet werden. Richtig iſt, daß es manchmal Nachtszeit durch Wälder und Moräſte mit einem fürchterlichen Geheul ziehe. Jäger, Reiſende, und mehrere andere glaubwürdige Perſonen beſtättigen es. Die Frage iſt nur, was denn dieſes Nachtgejaid ſey? — — Allem vernünftigen Vermuthen nach iſt es ein Zug großer Nachtvögel, von Eulen und Uhus, welche auch manchmal wohl mögen einen Knaben, oder eine andere mittelmäßige Perſon eine Strecke Weges mit ſich fortgeſchleppt haben; denn man weiß, daß Jochgaier und Adler die größten Schaafe davon tragen. Ungleich ſtärker mögen die großen Nachtvögel ſeyn, deren es verſchiedene Gattungen giebt. Dieſe Vermuthung findet um ſo mehr Grund, als ſie von der Erfahrung beſtättiget wird. Es fügte ſich einſt, daß ein Jäger, ein Mann ganz vorurtheilfrei, in der Nacht von der Geſpenſterjagd überfallen wurde. Er hörte dieſen fürchterlichen Zug über ihn herkommen, und fand daher

rathsam, sich eben wie andere niederzulegen. Allein er legte sich auf den Rücken, hob seine Flinte aufwärts; und als der Zug über ihn gieng, schoß er seine Flinte, die mit Posten geladen war, los, und tödtete einen der größten Uhu, der neben ihn herunterstürzte.

Die Geschichte, die sich in A* einem Ort in Bayern vor ungefähr 30 Jahren zutrug, bestättigt meine Behauptung noch mehr. Ein Schneiderjunge, der noch spät in dem herrschaftlichen Schlosse war, und nach Haus gehen wollte, wurde von dem Nachtgejaid übereilt. Es packte ihn etwas rückwärts an, und schleppte ihn über eine Stunde weit fort, wo es ihn endlich ziemlich zerkratzt und halb todt vor Schrecken in einem Walde liegen ließ. Der Aussage nach, die noch im Schlosse vorhanden ist, kann man urtheilen, daß es ein großer Vogel müsse gewesen seyn.

Gleiche Bewandsame hat es auch mit dem sogenannten Hexengetraidschnitt.

Hexengetraidschnitt.

Der sogenannte Hexengetraidschnitt wird genannt, wie eine ziemliche Strecke durch die Felder die Kornähren ganz am Halm abgeschnitten

sind. Diese Erscheinung geschieht manchmal in gewissen Gegenden, und zu gewissen Zeiten. Die Ursache davon sind Nachtinsekten, die den sogenannten Währen (Getraidrauber) ähnlich sind, und des Nachts über die Getraider fliegen, und solche Verwüstungen anrichten. Auch fügt sich manchmal, daß man auf Wiesen und Matten verschiedene Kreise entdeckt, wovon einige grün, andere aber gelb, und vom verdorbenen Grase sind.

Hexenkreise.

Die gemeinen Leute nennen diese Zirkel Hexenkreise, und behaupten, daß in solchen die Hexen ihre Tänze gehalten haben; allein die Entstehungsursache ist bey beyden verschieden.

Die grünen Kreise, die man an verschiedenen Orten auf Wiesen und Matten entdeckt, entstehen durch unterirdische Quellen, wenn der Boden seitwärts um die Quelle weniger fest ist, als im Mittelpunkte. Ueberhaupt, wo das Gras grüner ist, ist es eine Anzeige eines unterirdischen Wassers. Da nun die Quelle im obigen Falle den Mittelpunkt formirt, so ist es ganz natürlich, daß ihre

Befeuchtung, die durch die Mitte, wenn der Boden härter als um die Peripherie ist, nicht durchdringen kann, eine Art regelmäßigen Zirkels gestalte. Um sich davon gründlich zu überzeugen, darf man nur über eine Schüssel dämpfenden Wassers einen Deckel von Blech oder anderer weniger durchdringlichen Materie setzen, und über diesen Deckel wieder einen andern von weicherer Materie, als, Papier und Pappblatte, so wird man sehen, wie die aufsteigende Dünste, die durch die Mitte nicht durchdringen können, im Umkreise eine Art regelmäßigen Zirkels formiren.

Die gelben Kreise werden durch das sogenannte Mehlthau verursacht. Diese Art giftigen Thaues, das man am beßten auf den Blättern der Bäume entdeckt, ist eine Art klebrichter und harzigter Materie, die also, ihrer Schwere nach, nach dem Mittelpunkte fällt, und eine Art von Zirkel um sich bildet nach dem Verhältniß der Höhe, von der es fällt, und der Schwere der Massa, so z. B. wie jeder Regentropfen, der in ein Wasser fällt, der Mittelpunkt eines kleinen Kreises ist. Am beßten kann man diese Wirkung im Kleinen auf den Baumblättern entdecken, worinn man einige frische Tropfen Mehlthau findet. Der Mittelpunkt wird ver-

trocknen, und der Umkreis immer größer und größer werden, bis endlich die ganze Materie zerflossen ist, und im Umkreise einen gelben Zirkel gebildet hat.

Kartenaufschlagen,
Ei, Blei- und Caffee-Giessen, Lößeln.

Der Mensch, der immer unzufrieden mit sich und seinem Schicksaale ist; immer das Glück von aussen sucht, und nie findet — diesen verleitet sein Hang zu den ausschweifendsten Unternehmungen. Noch erhalten sich in unsern Zeiten die Ueberbleibsel alter Vorurtheile, das sogenannte

Looß.

Die Priester der Römer unterstützten durch dieses ihr Ansehen. Sie entschieden den Krieg und Friede aus den Eingeweiden eines Ochsen; und eine Henne enträthselte Sachen, die die Rathsherrn nicht enträthseln konnten. Politik steckte sich hinter diese feinen Betrügereien, und waren der Leitzaum des vorurtheilvollen Pöbels, der sich eher durch eine Henne, und den Darm eines Stiers führen ließ, als durch Wahrheit und Vernunft.

Diese Vorurtheile pflanzten sich fort, und die Deutsche waren eben so thöricht. Sie entschieden durch das Schwert die gerechte Sache, durch die Wasserprobe das Unrecht, und untersuchten die Verbrecher durch die Feuerprobe. Man muß zurückschaudern über die Ausartungen der menschlichen Vernunft. Von dieser Zeit her hat das Loos noch seinen Werth erhalten; daher noch die Feyerlichkeit der Loosnächte, des Eischlagen, Blei- und Caffee-Gießen ꝛc. ꝛc.

So lächerlich diese Gebräuche sind, und so wenig sie sich in der Vernunft gründen, so werden sie doch noch von Manchen tief im Herzen verehrt. Wenn man sie nur als Spielwerke ansieht, so mags wohl noch hingehen; wenn man ihnen aber größern Werth beylegt, oft mit ganzer Seele an solchen Tändeleien hangt, so bringen sie der Menschheit schädliche Folgen. Schädlicher sind sie dem jungen Frauenzimmer, und Menschen, deren Einbildungskraft immer mehr durch Zufall als Vernunft geleitet wird. Wie manches Mädchen hat bey dem Antrag zweyer Liebhaber nicht die Vernunft, nicht die Umstände zu Rath gezogen, sondern die Kartenaufschlagerin. So kannte ich eine Dame, die den wichtigsten Entschluß in der

ernsthaftesten Sache wieder umänderte, wenn sie in der Karte fand, daß die Sache nicht gut sey. Gott gab dem Menschen die Vernunft zur Führerin, nicht das Loos. Man hat die traurigsten Erfahrungen durch abergläubische Gebräuche.

In N. lebte eine Familie, die sowohl in Rücksicht ihrer Glücksumstände, als allem andern, was der Mensch je zur Glückseligkeit des Lebens fordern könnte, wirklich sehr glücklich gewesen wäre, wenn nicht solche Tändeleyen die Ruh dieser Familie gestört hätten. Mißtrauen, Eifersucht, Zank, endlich Mord und Tod kam unter diese Unglücklichen; und die Ursache alles dieses Elendes war eine Kartenaufschlagerin. Sie sagte der jungen Frau vor, daß ihr Mann bey Buhledrinen wäre, zur Zeit, wo er seinen Geschäften oblag. Die sogenannte Herzdame war die Liebhaberin, die immer in der Karte bey dem Gemahl stund. Nun war die Frage, wer denn diese Herzdame sey? Und man vermuthete ein unschuldiges Frauenzimmer, ein Mädchen, das seine ganze Existenz diesem Hause zu verdanken hatte. Sie wurde bald auf die niedrigste Art mißhandelt, und ihrem Schicksale überlassen. Der Herr, der sich der Unschuldigen annahm, wurde um so mehr verdächtig; und die

Ruhe des ganzen Hauses war gestört. Er klagte sein Unglück einer seiner Tanten, die sonst eine ehrwürdige Frau war. Diese versicherte ihn, der Sache gewiß auf den Grund zu kommen; allein diese ehrwürdige Frau war eben so schwach, und nahm ihre Zuflucht in zweifelhaften Fällen zu der Karte, auf welche sie wie auf Orakelsprüche glaubte. Sie nahm ihre Zuflucht zur Karte; und nun entdeckte sich, daß die Frau einen heimlichen Liebhaber hätte. Dieser Liebhaber war der verstellte Freund des redlichsten Mannes. Sie eröfnete ihm nun das ganze Geheimniß. Er wollte den Grund wissen; allein die Antwort war: es ist so — glauben Sie mir. Der Herr entzweite sich mit seinem Freunde. Sie kamen in einen heftigen Wortwechsel, sie schlugen sich, und der Vater der Familie wurde tödtlich verwundet. Die Sache kam zu näherer Erklärung; und es entwickelte sich, daß aller Grund der Uneinigkeit vollkommen falsch war, und daß keine Menschenseele auf alle diese Zwietracht würde gedacht haben, wenn es nicht die Karte gesagt hätte.

In Paris befand sich ein Mann, Eteilla mit Namen, der sich durch Karteaufschlagen einen großen Ruhm erwarb, und ausserordentlich viel Geld

gewann. Man machte Wunderwerke aus seiner Wahrsagerey; und in der That war es doch nichts als Charletanerie, eine feinere Art von Menschenkenntniß, und Benützung der Zeitumstände. Solche Leute, die Profeßion vom Kartenaufschlagen machen, erkundigen sich um alle Geheimniße der Stadt, und bringen daher Wunderwerke zu Stande. Auch ist die Theorie im allgemeinen genommen nicht am schweresten, wenn man erwägt, welche Personen gewöhnlich ihre Zuflucht zu den Karten nehmen. Der Hauptgegenstand ist meistentheils die Verbesserung seiner häuslichen Umstände wissen zu wollen, oder Liebs-Intriquen. Man wird daher bey einem Frauenzimmer niemal fehlen, das ihr Schicksal in der Karte sehen will, wenn man ihm sagt, daß es verschiedene Liebhaber habe: einen, den es liebt; einen andern, den es zum Beßten hat; einen dritten, der ihm nachgeht. Ein Mann, der die Menschen kennt, der darf dann keck die Trefdame zu einer Vertrauten, den Trefkönig zu einem lüsternen Alten machen. Ist das Frauenzimmer noch jung, so kann der Herzsiebner immer eine Succeßion bedeuten. Es kömmt bey allen solchen Sachen auf die Beurtheilungskraft des Magus an, dem es gar leicht ist, Wunderdinge hervorzubrin-

gen, wenn er mit Achtsamkeit und Menschenkenntniß zu Werke geht. In sich selbst bestehen alle diese Kenntniße in nichts anderm, als in einer Ueberlegenheit des Witzigern, der die Kurzsichtigen und Abergläubischen zum Beßten hat.

Das nämliche Verhältniß hat es auch mit denjenigen, die aus den Sehspiegeln wahrsagen; auch diese benützen die Zeitumstände und die Menschen. Daher wird man selten selbst etwas in solchen Sehspiegeln sehen, sondern man muß immer den guten Glauben denjenigen beymessen, die einen zum Beßten haben. Will man selbst sehen, so giebt es immer tausend Entschuldigungen; entweder ist man nicht in dem rechten Zeichen, oder in der rechten Planetenstunde gebohren. Der Hang Wahrheit zu erforschen bewog mich eines Tages selbst eine berühmte Spiegelseherin zu besuchen, die mir nun Wunderdinge vorsagte. Sie gab sich zwar das Ansehen, als wenn sie mich nicht kännte; ich bemerkte aber aus allen ihren Reden, daß ich ihr nicht unbekannt seyn mußte. Ich sah selbst in den Spiegel; sah aber nicht das geringste; und als ich mich darüber äusserte, so nahm sie eine ganz ernsthafte Sprache an, und versicherte mich, daß ich so gut als sie in diesem Spiegel sehen würde, wenn

ich mich nur das zu unternehmen getraute, was sie mir einrathen würde. Ich antwortete; ja! Dann fuhr sie weiter fort: in diesem Spiegel steckt ein unsichtbarer Geist, der mir deutlich alle die Sachen vorstellt, die ich wissen will, und dieser Geist wird sie Ihnen eben so deutlich vorstellen, wenn Sie sich zu dem bequemen wollen, was ich Ihnen sage. Allein Sie riskiren immer sehr viel. Sie müssen, sagte sie, Abends, wenn man die Gebethglocke geläutet hat, ganz allein an einem abgesonderten Ort zum wenigsten eine halbe Stund weit von der Stadt gewisse Worte sprechen, die ich Ihnen aufschreiben werde. Dann werden Sie gähling von einer Menge Geister umrungen werden, wovon Sie einer fragen wird, was ihr Begehren sey? Sie müssen sich nun von diesem nicht schrecken lassen, und dem Geist sagen, daß ihr Wille sey, in diesem Spiegel sehen zu können. Er wird Ihnen darauf ihre Bitte gewähren; allein es wird Sie dünken, als gieng die ganze Welt zu Grunde. So einen Lärm werden Sie hören; Sie müssen sich aber von allem diesem nicht irre machen lassen. So sagte Sie mir, und übergab mir eine Art von Amulet, worauf einige unverständliche Worte geschrieben waren. Ich begab mich Abends um den

Erfolg dieser Sache zu prüfen, die mir schon zum voraus verdächtig war, in das offne Feld. Ich sprach meine Worte; aber ich sah und hörte nichts. Endlich nahm ich mein Taschenmesser, und zerschnitt das geheimnißvolle Amulet, und fand darin nichts weiters, als ein natürliches Amulet, so, wie die gewöhnlichen geweiten Amulete sind, und war also völlig von dem Betrug überzeugt. Ich besuchte wieder meine Zauberin; aber von Stunde an war sie für mich nicht mehr zu Hause.

Die Einbildung und der Aberglaube haben eine besondere Wirkung auf das Frauenzimmer. Ich machte eines Tages einen Versuch hierüber, als mich einige Personen besuchten, die sehr viel auf dergleichen Sachen hielten. Ich nahm eine mystische Miene an, bereitete das Zimmer düstern zu, und stellte meinen Anwesenden frei, ob sie die Fragen, davon sie Antworten begehrten, öffentlich an einen Geist selbst thun wollten, den ich ihnen erscheinen lassen würde? oder ob der Geist unsichtbar sich im Zimmer einfinden sollte? Natürlicher Weise konnte ich vermuthen, daß man lieber die unsichtbare Gegenwart des Geistes, als die sichtbare haben wollte. Ich hatte nun verschiedene Spiegel, auf welche ich allerlei Antworten auf solche Fragen, die ich mir vermuthen konnte, daß man sie an mich

stellen würde, mit Seifenstein (Seifenkreide) auf die Spiegelflächen geschrieben. Die Spiegel hieng ich über eine kleine Kommode auf, in welcher sich eine Kohlpfanne befand, worauf in einem Becken ein siedendes Wasser war. Wenn der Spiegel an seiner Stelle hieng, konnte Jemand, der in einem andern Zimmer versteckt war, eine Art von Fallthüre aufziehen, wodurch dann der Wasserdampf an die Spiegelfläche kam, und die Antwort sichtbar machte. War die Fallthüre wieder geschlossen, so wurde die Antwort wieder unsichtbar. Zu diesem Zeremoniel kamen noch andere dazu, die den Auftritt feierlicher machten; und hierdurch wurden die Zuschauerinnen in Verwunderung gesetzt. — So unbedeutend dieses Spiel ist, so merkwürdig ist dasjenige, das man durch Rauchwerke und Optik hervorbringen kann, und wodurch man die Einbildungskraft eines Menschen so erhebt, daß er wirklich eine abwesende Person, oder eine verstorbene vor sich zu sehen glaubt. Dieser Zustand ist von dem eines lebhaft Träumenden wenig unterschieden, und besteht hauptsächlich darin, daß man durch Kunst die Einbildungskraft zu erheben weiß. Allein so natürlich diese Erscheinung ist, so behutsam muß doch der, der sie vorstellt, damit umgehen: denn

überspannte Imagination kann bald in Wahnwitz oder Krankheit übergehen. Auch gehört nothwendig zu dergleichen Erscheinungen eine etwelche Tage lange diätische Vorbereitung, damit die Nerven in keiner solchen Lage sind, wodurch die erhitzte Imagination dem Menschen schädlich werden könnte. Fastenspeisen, und selbst Enthaltung von vielem Essen ist dazu unentbehrlich: denn die Fiebern werden hierdurch mehr zur Empfänglichkeit solcher künstlichen Erscheinungen gestimmt.

Durch die seltnen Bildererscheinungen, die manchmal durch das Blei und Kaffeegießen, oder durch das Einschlagen eines Eyes in Wasser sich vorstellen, haben sich manche Menschen oft so entsetzt, daß einige darüber durch den heftigen Eindruck, den dergleichen Bilder auf sie machten, gestorben sind. Es ist ganz natürlich, daß bey Eingießung des Bleies in Wasser, oder des Kaffeesatzes in Schalen sich Kreuze und andere Figuren bilden, die mit Todtenköpfen und Sargen einige Aehnlichkeit haben, wodurch die Einbildung der Abergläubischen getäuscht, und in Schrecken gesetzt werden kann. Wenn man ein Ey ins Wasser schlägt, so ist es eben so natürlich, daß sich ein Bild, welches einige Aehnlichkeit mit einem Seegelschif hat, dar-

stellt, durch welches man dann Entfernungen, Reisen, und dergleichen Sachen prophezeihen wird. Wenn man Seifenwasser auf Glas gießt, und es in der Sonne trocknen läßt; oder Salmiack und Nitrum mit etwas Wasser vermischt, und dann Stralen anschießen läßt, so bilden sich ebenfalls unzählige Arten von Figuren.

So unterhaltend dergleichen Sachen zu blossem Zeitvertreib sind, so schädlich werden sie der Menschheit, wenn sie abergläubisch mißbraucht werden. Unter solche schädliche und abergläubische Gebräuche des Looses kann man ebenfalls das Siebdrehen, die schwarze Henne, und die sogenannte Wasserprobe rechnen, wodurch man oft Diebe entwendeter Sachen zu erforschen sucht, und unschuldige Menschen in Verdacht bringt.

Das Sieb.

Zur Siebprobe wird erfodert, daß man an der Höhe des Siebes eine Scheere befestigt, und daß die offenstehenden Theile der Schere auf den Spitzen der Mittelfinger zweyer Personen ruhen, und dann eine Art von Beschwörung machen. Man

legt den Namen der Person, die man in Verdacht hat, in das Sieb; dreht sich nun das Sieb, so soll es ein Anzeigen seyn, daß die Person, um welche gefragt wird, der Dieb sey. Wer nun genau die ganze Lage des Siebes, welches nur auf zween Punkten der Fingerspitzen ruht, betrachtet, der kann leicht schließen, daß die mindeste, vielleicht auch unmerkliche Bewegung das Sieb sich zu drehen verursachen kann. Es ist also wirklich ungerecht, solchen willkührlichen und ungegründeten Sachen die Ehre einer Person preis zu geben.

Die Henne.

Die Probe der schwarzen Henne, Diebe dadurch ausfindig zu machen, ist eben so ungerecht. Man schwärzt die Henne mit Rus, und läßt in der Dunkle diejenigen sie betasten, unter welchen man glaubt, daß der Dieb sich befinden könne, und präget den Leuten ein, daß die Henne schreien wird, sobald sie der Dieb antastet. Man vermuthet nun dadurch, daß sich der Dieb nicht getrauen wird die Henne anzurühren, und besichtigt dann die Hände. Derjenige, der keine schwarze

Hand hat, auf den fällt der Verdacht, daß er die Henne nicht müsse berührt haben. Nun ereignete es sich einst bey einer solchen Probe, daß sich die Henne einigemal bey dieser Operation schüttelte, und also den Rus von ihren Federn warf, so, daß sie sehr wenig mehr schwärzte, und endlich die letzte Person gar nicht mehr schwarz wurde, wodurch sie also unschuldig in Verdacht kam, und äusserst mißhandelt wurde.

Die Wasserprobe.

Die Wasserprobe verhält sich mit obigen in gleichem Maaße. Man schreibt den Namen der verdächtigen Person auf kleine Pappblättchen, und wirft eins nach dem andern in eine Schüssel voll Wasser. Der Name, der aus dem Wasser herausspringt, soll der des Thäters, oder der Geliebten ꝛc. seyn. Nun sieht Jeder ein, der nur geringe physikalische Kenntniße hat, daß dieses Experiment von der Art abhangt, wie man die Blättchen ins Wasser wirft. Diejenigen, die unter einem Spitzwinkel ins Wasser fallen, springen nothwendig her-

aus, wie ein Stein, den man winkelförmig auf der Oberfläche des Flußes wirft.

Alle solche Proben, die nur den blossen Zufällen und der Willkühr des Ungefährs überlassen sind, haben oft die traurigsten Folgen nach sich gezogen. So ergab sich vor einigen Jahren in N. eine Geschichte, die der deutlichste Beweis der traurigen Folgen des Aberglaubens war. In einem Dorfe lebte eine Bäurin, derer Vieh zu verschiedenen Malen erkrankte. Sie nahm ihre Zuflucht zu einer Nachbarinn, die ihr einige Kräuter gab, und auftrug, sie sollte mit diesen Kräutern den Stall durchräuchern; dann würde sich die Hexe stellen müssen, die ihr Vieh verzaubert hat. Die Bäurinn thats, und die erste Person, die unglücklicher Weise in den Stall kam, war ihre Schwiegermutter. Die Bäurin ergrif die Mistgabel, und streckte die unglückliche Alte tod zur Erde.

Eine fast ähnliche Geschichte ereignete sich wegen dem Aberglauben des Alpdruckes. Dieser Alpdruck oder die Drud, die ihren Grund in der gehemmten Cirkulation des Geblüts hat, wird von dem Landvolk für eine Hexe gehalten, die sich zu Nachts über den Menschen hinlegt; und wenn man sich faßt, und diese Hexe anschreit, daß sie am

Morgen um eine Darlehn kommen soll, so bilden sich die Leute ein, daß die erste Person, die den andern Morgen etwas zu entlehnen kömmt, die nächtliche Drude gewesen sey. Nun ergab sichs, daß einst die eigne Mutter in das Haus ihrer Tochter kam, wo sie erbärmlich von ihrem Kinde mit Schlägen mißhandelt wurde, und der Obrigkeit übergeben werden wollte.

Goldmachen und Schatzgraben.

Das Verlangen reich zu werden unterhält noch immer den Betrug von Schatzgraben und Goldmachen. Es giebt eine ausserordentliche Menge Charletane, die verschiedene Wege ausfindig machen, die Menschen hinter das Licht zu führen. Die Beweise, wie weit die menschliche Vernunft ausarten kann, will ich in einigen Geschichten darstellen.

Geschichte eines Goldmachers.

Vor einigen Jahren kam ein Mann zu mir, der nach einer langen Erzählung, die er bey seinem Besuche machte, mir endlich gestund, daß er ein Adept wäre. Männern, die wie Sie sind,

sagte er, mache ich wirklich aus meiner grossen Kunst nicht das geringste Geheimniß, weil ich überzeugt bin, daß Sie diese Geheimniße nicht mißbrauchen, und mit diesem grossen Werke vielmehr der Menschheit Unterstützung geben werden. Sie werden wohl, sprach er weiter, von der Quadratur des Zirkels gehört haben; diese Quadratur des Zirkels ist nun das wahre Geheimniß der Alchymie. Hierinn besteht das Opus magnum philosophicum, der Lapis Philosophorum. —

Dann zeichnete er mir folgende Figur.

Was meynen Sie nun wohl, fuhr er fort, daß diese Figur sagen will? — Diese Figur ist die Quadratur des Zirkels. Philosophen haben sich hierüber halb zu Tode studirt, und die Sache doch nicht ergründet; und sie ist so einfach, so ganz nahe bey uns, so ganz ausgezeichnet durch dieses Symbol — und doch nur dem Weisen bekannt.

Ich kann nicht bergen, daß ich ausserordentlich begierig war, die Enträthslung dieser Aufgabe zu hören. Ich dachte auf verschiedene alchymische Grundsätze; aber mein Mann sagte mir immer: das ist alles nichts; es giebt nur ein Medium; darinn ist alles concentirt. Sehen Sie es denn nicht vor Ihnen? Ich besah die Figur von allen Seiten, sah ein Quadrat und einen Zirkel darinn, der mir immer Quadrat und Zirkel blieb. Ich seh es schon, fuhr mein alchymischer Lehrer fort, Sie dringen nicht in die Tiefe des Geheimnißes, wenn ich mich nicht deutlicher erkläre

Der Adept. Finden Sie denn in dieser Figur keine Aehnlichkeit mit etwas, das wir doch täglich im Menschenleben gebrauchen?

Ich. Ich sehe ein Quadrat und einen Zirkel. Es giebt verschiedene Dinge, die aus Quadraten und zirkelförmigen Figuren bestehen.

Der Adept. Aber Quadrat und Zirkel zugleich? —

Ich. Herr! ich gesteh es Ihnen: ich kann mir unter dieser Figur nichts Deutliches vorstellen.

Der Adept. Wohl! so hören Sie. Diese Figur macht die Form des Oberbretts eines Nachtstuhls — nicht wahr?

Ich. O ja! wenn Sie es so nehmen wollen.

Adept. Ich nehme es nicht so; es ist wirklch so: denn in stercore humano & urina liegt das große Geheimniß. Nun will ich Ihnen den Weg der Operation zeigen, die nach drey Wochen vollkommen zu Stande kommt. Drey ganze Wochen lang müssen Sie sich bequemen, im Bette zu bleiben, und nichts anders genießen, als ihren eignen Urin, der ihre Nahrung und ihre Substanz seyn muß. Nach Verlauf dieser Zeit wird der Urin durch ihren Körper als den wahren alchymischen Ofen in eine Tinctura rubra verwandelt, worinn Sie den Lapidem philosophicum finden.

Ich dankte ihm recht sehr für die Eröffnung dieses so wichtigen Geheimnißes, wodurch man auch noch einen größern Vortheil erhalten könnte, welches wäre, längst nach drey Wochen sicher mit den Geistern zu sprechen, und von den Eitelkeiten der Welt gar nichts mehr zu bedärfen. Es ist außerordentlich, wie Menschen auf so ausschweifende Gedanken können verleitet werden; und doch kenn' ich viele, die Anhänget solcher schwärmerischen Begriffe sind. Ja, ich kenne gar selbst einen Menschen, der dieses große Werk unternehmen wollte,

und schon sechs Tage nichts als seinen Urin trank, und darauf in eine tödtliche Krankheit verfiel.

Dergleichen Albernheiten kann man der Reihe nach erfahren, wenn man mit Goldmachern bekannt wird. Einige suchen das Geheimniß im Menschenkoth, und werden die Goldkäfer, oder Sterkoristen genennt; eine andere Art von Adepten suchen dieses große Geheimniß im menschlichen Saamen, und diese ihre Kunst verleitet sie zu den sträflichsten und abscheulichsten Unternehmungen, und man nennt sie Seminalisten. Wieder andere suchen den lapidem philosophicum in Putrefaktion der Sternputzen, und wieder einige in aphro nitro. Aber von allen diesen seltnen Herren hat es noch keiner durch Beweise dahin gebracht, daß seine Kunst Prob hielt: wohl aber giebt es eine Menge Täuschungen, wodurch man dem Kurzsichtigen, und dem, der in der Chymie nicht erfahren ist, ein Blaues vor die Augen machen kann, als besäße man schon das Geheimniß; unterdessen ist es doch oft nur Selbstbetrug oder chymische Täuschung. Ich kannte selbst einige Liebhaber der Alchymie, die Gold und Edelsteine aufwandten, um das opus magnum zu ergründen; und sie brachten es endlich so weit, daß sie Gold in Bley,

und Edelsteine in Glas verwandelten. Auch finde ich von den Herren Alchymisten sehr keck, daß sie dieses Werk, das sie vorhaben, das große, göttliche Meisterwerk nennen. Was hat denn das Gold wirklich in der Welt Gutes gestiftet? Und ist die Frage wohl nicht schon entschieden, daß die Menschheit viel glücklicher wäre, wenn nie Gold, und die Begierde nach Reichthum, die Schätze der Natur unterdrückt hätte? Der wahre Philosoph sucht seine Bedürfniße zu vermindern; und die großen Philosophen suchen sie zu vermehren. Der Satz bleibt immer wahr:

Auri sacra fames, quo non mortalia cogis
Pectora? — — — — — —

Mit der Universalmedicin hat es die nemliche Beschaffenheit. Nach den Grundsätzen der Alchymisten ist Leben und Verewigung im Golde. Allein jeder Irrwahn hat doch wieder sein Gutes: manche nützliche Entdeckungen in der Chymie hat man den Alchymisten zu verdanken, auf die man vielleicht nie gekommen wäre, wenn nicht die Raserei reich zu werden der Sporn ihres unermüdeten Fleißes gewesen wäre. Jeder Mensch hat seine Unterhaltung. Wen die Alchymie freut, wer Zeit und Geld dazu hat, der mag sich immer zur Unterhal-

kung damit beschäftigen, wenn sie nur nicht Leidenschaft wird, denn sonst ist sie ein gefährliches Unternehmen. Gesundheit, Haab und Vermögen fliegen manchmal mit dem Merkurius zum Kamin hinaus; und es bleibt nichts als die immer marternde Hofnung dem Alchymisten über, die ihn manchmal, wenn auch alle seine Retorten und Schmelztiegel zerbrochen sind, auch im Todtenbette noch nicht verläßt.

Wenn ich über Alchymisterei nachdenke, so fällt mir immer die Geschichte eines Landwirths ein. Dieser Mann wurde von einigen Alchymisten angeredet, in ihre Gesellschaft zu tretten; doch foderten sie von ihm eine Einlage von etwelchen hundert Gulden, um sich Tiegel, Retorten rc. anzuschaffen. Der Wirth sagte ihnen: meine Herren! weil Sie das Vornehmste, das in der Welt ist, machen können, so werden Sie wohl auch das Schlechteste hervorzubringen wissen. Ich gebe Ihnen vom Herzen gern das begehrte Einlaggeld; doch müssen Sie mich ehevor das Geheimniß lehren, die schlechteste Sache von der Welt zu machen. Ich will damit zufrieden seyn, und Sie um die Entdeckung ihres höhern Geheimnißes nicht plagen. Lehren Sie mich nur Dünger (Mist) machen, so will ich in kurzer

Zeit reicher seyn, als Sie mit ihrem Golde. Die Alchymisten fanden sich durch dieses Begehren beschimpft. Allein der Wirth sagte: wenn ich um 20 Gulden Dünger kaufe, und meine Felder damit begaile, so bin ich meines Nutzens vergwißt; wenn ich aber etwelche hundert Gulden in ihre Retorten hineinlege, so bin ich nicht sicher, ob ich noch einen Kreuzer davon erhalte. Der Wirth urtheilte auch gar nicht übel von der Sache.

Das Wunderlichste ist, daß Menschen, deren Geist einmal auf Ausschweifungen geräth, nie mit einer Narrheit zufrieden sind. Daher associrt sich zur Goldmacherey die Schatzgräberkunst, die Lotterieberechnungen und Teufelsbeschwörung — mit einem Worte: eine Menge Hirngespinnste einer erhitzten Einbildung. Ja, es kam mit einigen so weit, daß sie sich einbildeten, eine Welt in einer Retorte zu erschaffen, und darein den homunculum philosophicum. In einer gewissen Stadt war einst ein Betrüger, der einen solchen Menschen unter einer sehr großen Glasglocke sehen ließ, von dem er behauptete, daß er von einem Alchymisten sey gemacht worden. Der Künstler aber starb, eh er seine Statue beseelte. Groß und Klein lief hin dieses Wunder zu besehen; und man sah eine nackte

Menschenfigur unter der Glasglocke sitzen, die durch die Kunst unnachahmlich war, und welcher nichts als das Leben fehlte. Berühren ließ der Betrüger seine Statue nicht, denn er gab vor, daß, sobald man die Glasglocke herabnähme, sie in Staub verfallen würde. Nun geschah es eines Tags, als sehr viele Menschen im Saale waren, diese Seltenheit zu besehen, daß die unter der Glasglocke sitzende Figur zu nießen anfieng; und es entdeckte sich, daß es ein natürlicher Mensch war, der es durch lange Uebung dahin brachte, daß er stundenweis an ein und das nemliche Ort sehen konnte, ohne seine Augen zu bewegen, — und der Alchymist wurde mit seinem homine philosophico davongejagt.

Geschichte
eines Schatzgräbers.

In die Gegend von R** kam einst ein Mann, welcher vorgab, daß er mit Beyhilfe einer Kugel leicht entdecken könnte, wo ein Geldschatz vergraben liege. Er kam zu dem Wirthe dieses Orts, und erzählte ihm, daß er gewiß wisse, daß unweit, oder vielleicht gar in seinem Hause eine große

Summe Geldes vergraben liegen müße. Um den Wirth zu überzeugen, so führte er selben in allen Gegenden des Hauses herum, bis sie endlich in den Keller kamen. Da klopfte seine Kugel dreimal an die Wand, und der Schatzgräber versicherte den Wirth, daß hier der Schatz sich finden würde, der sehr beträchtlich seyn müsse, weil die Kugel dreimal anschlug. Wir wollen es klug angehen, sagte er, und Niemand ausser Sie und ich wollen im Verständniße seyn. Ich will graben, und Sie können nachsehen. Damit Sie aber auch meiner Person halber sicher sind, und gewiß überzeugt, daß ich Sie nicht anführe, so können Sie mich, so lang ich im Keller bin, allzeit einschließen. Der Wirth war mit diesem Antrag zufrieden. Der Schatzgräber fieng zu arbeiten an, und der Wirth schlug ein großes Hangschloß vor die Thüre, so lang, als dieser Mann im Keller war. Nach drei Tagen ungefähr, als der Wirth wieder nachsah, hatte der Schatzgräber schon ein großes Loch in die Erde gegraben, und man entdeckte eine Menge Rollen Geldes. Der Schatzgräber erlaubte dem Wirth nach einer langen Vorbereitung nach einer dieser Rollen zu langen, und die Rolle war mit uralten Goldstücken angefüllt. Nun, mein Herr! sagte

der Schatzgräber, sind Sie von der Wirklichkeit überzeugt; allein der Schatz ist für uns verlohren, wenn wir nicht das erfüllen, was der Verstorbene, der diesen Schatz hier vergraben hat, von uns begehrt. Sein Geist erschien mir, und verlangte, daß Sie 2000 Gulden als ein Geschenke in die Kirche zu N. hinterlegen sollten, und dieses zwar, ehvor Sie den Schatz erheben. Gehen Sie fort, und hollen Sie diese 2000 Gulden. Ich will sie, damit Niemand weiß, woher sie kommen, dem Pfarrer der Kirche gegen Empfangschein einhändigen; und Sie und ihr Sohn bleiben einsweilen im Keller bey dem Schatze, bis ich zurückkomme. Der Wirth gieng, und hollte seinen Sohn, und brachte dem Schatzgräber die 2000 Gulden, die ihm erst heimbezahlt worden sind. Der Schatzgräber gieng fort. Während er aber die Treppe hinaufgieng, so schickte der Wirth seinen Sohn nochmal nach unter dem Vorwande, er möchte noch gerne mit ihm sprechen. Der Wirth war aber indessen so schlau, und zog einige Rollen aus der Grube, öfnete sie schnell um zu sehen, ob wohl in jeder Gold wäre; und da er in jeder Rolle Gold fand, so hatte er keinen Zweifel mehr, und ließ den Schatzgräber nach einer kurzen Unterredung wieder fort-

gehen: denn dem Ansehen nach belief sich die Summe des Schatzes auf mehr dennn 5000 Gulden. Als des Wirths Sohn zurückkam, so sagte er seinem Vater: Vater! ists aber gewiß, daß wirklich Gold in diesen Rollen ist? Ja, freilich, sagte der Wirth, denn ich sah ja einige an.

Der Sohn. Habt ihr sie aber auch vollkommen ausgezählt? —

Vater. Das eben nicht; denn der Schatzgräber hat es mir verbothen.

Sohn. Läßt nur eine einzige Rolle ganz durchsehen; es wird nicht so weit gefehlt seyn.

Der Sohn zog nun eine Rolle hervor, und öfnete sie; und es entdeckte sich, daß nur auf der Oberfläche ein Goldstück lag, das übrige aber alles Bley war. Der Wirth merkte bald Unrath, und wollte mit seinem Sohne dem Schatzgräber nach. Allein die Thüre war zugespert, und das große Hängschloß vorgeschlagen. Beyde lärmten, pochten; aber alles vergebens. Man mußte den Schloßer hollen; und bis dieser ankam, war der Schatzgräber schon über alle Berge. Das Geld, das er auf die Rollen zu oberst legte, mochte ungefähr 500 Gulden betragen haben; und der Betrüger zog daher immer einen Gewinn von 1500 Gulden.

Ueber Zaubereyen überhaupt.

Daß die meisten Zauberkünste, die das Volk für Teufelswirkungen hält, in geheimen Kenntnißen der Natur und ihren Kräften bestunden, ist bey Vernünftigen keinem Zweifel mehr unterworfen. Wenn man in das Alterthum der Geschichte zurückgeht, die aufkeimende Nationen betrachtet, so kann man leicht urtheilen, wie sich das Wunderbare, und die Märchen des Geheimnißvollen fortpflanzten. Nationen sind dem einzelen Menschen gleich; sie haben ihre Kindheit, ihre männliche Jahre und Reife. Wenige weihten sich bey den aufkeimenden Nationen höhern Wissenschaften; der größte Theil war immer kriegerisch, und gab sich mit den Waffen ab. Bald räumte die Ehrfurcht, die man für die Götter hatte, den Priestern vorzügliche Würden ein, von denen dann die rohen Völker, die der vernünftigen Ueberzeugung nicht fähig waren, durch Orakelsprüche hergeleitet wurden.

Die höheren Wissenschaften waren das Antheil weniger Menschen; und die wenigen, die sich auf

selbe legten, machten Geheimniße daraus. Daher der Ursprung der Mysterien, zu denen man in dem Heiligthum der Tempel eingeweiht wurde; das Ansehen der Eingeweihten, da sie den Umgang mit den Göttern durch physikalische Erscheinungen bewiesen. Die Kräuterkunde war eine Wissenschaft, die von den Priestern gelehrt wurde. Die Geheimniße im Tempel des Aesculaps sind die Beweise.

Sorgfältig wurden die Erfahrungen in der Natur- Stern- und Kräuterkunde in Büchern gesammelt, und nur wenigen erlaubt, diese Schriften einzusehen. Man erfand verdeckte Schreibarten, verschiedene Bilder, unter denen die Geheimniße verborgen lagen, und brachte sie so von einem Jahrhundert zum andern. Endlich bildete sich der Geist der Menschen mehr und mehr; man suchte selbst, und fand verschiedene Entdeckungen, die einem Privatmenschen zum Verbrechen angerechnet würden, wenn sie nicht aus dem Heiligthum der Tempel geschöpft wären. In späteren Zeiten eignete das abergläubische Volk jede Sache, die es nicht begreifen konnte, einer übernatürlichen Macht zu; die Einbildung und die Art, wie man die Menschen behandelte, unterstützte diesen Irrwahn, und war die Entstehungsursache der Zaubereyen. Listige

Menschen, die ihren Vortheil in verborgenen Kenntnißen suchten, unterhielten den Irrwahn. Es wurden Mährchen erzählt, und geschrieben; und die Lüge pflanzte sich mit den Nachkömmlingen fort. Selten war ein Mann, der mit Bescheidenheit und Scharfsinn untersuchte; das Volk begnügte sich mit der nächsten Erklärung, daß die Sache Teufeley sey. Wahre Aufklärung wird die Finsterniße des Irrwahns und des Aberglaubens zerstören; aber langsam verbreitet sich ihr wohlthätiges Licht, weil die Wolken des Eigennutzes noch immer die Sonne umschweben, die im Reiche der Wahrheit leuchten soll.

Die Kunst
sich fest zu machen.

Das wär aber doch was Herrliches, wenn man sich fest machen könnte, sagte der alte Verwalter in N.; ich ließ mich was Rechtes darum kosten.

Ey! erwiederte ihm der Oberjäger, der mit ihm in der Schenke am Tische saß, bilden Sie sich doch das nicht ein. S' ist eitel Wahn; und das Gerücht von Unverletzlichkeit kömmt mir gerade so

vor, wie die Sage vom Raufteufel, und neun Manns-Stärke. Ich lache zu solchen Possen. Soll mir einer kommen, der fest ist, ich brenn' ihn — holl mich — — auf'n Pelz n'auf.

Verwalter. Trauen Sie nicht zuviel. Ich habe doch schon oft gehört, daß Jäger, Wildschützen, Diebe, und tapfere Soldaten fest waren. Wir haben tausend Exempel. Haben Sie nie von der berühmten Passauer-Kunst gehört?

Oberjäger. Ich kann mich erinnern; aber ganz dunkel. Ich wollte aber Leib und Seel darum geben, daß nichts an der Sache ist. Ein feiger Kerl mag sich darauf verlassen; und für den ists gut, wenn man ihm was Blaues vormacht, daß er Herz kriegt. Ein brafer Kerl, der Muth hat, hält auf so Läppereyen nichts; er verläßt sich auf sein Herz, und sein gutes Gewehr, und ist fest gegen jeden feigen Tropfen, der ihn nicht anzugreifen traut.

Verwalter. Nu, nu! gesagt ist bald was; aber — ich wünschte nur, wir hätten Gelegenheit eine Probe zu sehen, dann —

Oberjäger. Dann — würden Sie sich selbst überzeugen können, daß ich Recht habe. — Aber nun, Gott befohlen! — Ich muß ein wenig nach meinen Leuten umsehen.

Der Verwalter war nun allein. Um nicht Langeweile zu haben, wandte er sich an den Wirth; und beyde unterhielten sich nun aufs angenehmste über diesen Gegenstand: denn sie waren einerlei Meynung, und nun giengs ans Erzählen. Man fängt nicht so bald über diese Sache zu reden an, so hört man Geschichten dem hundert nach, die die Gewißheit der Sache augenscheinlich beweisen, und wider die sich gar nichts einwenden läßt: denn die glaubwürdigsten Zeugen bestättigen die Wahrheit. Entweder hat sie der Erzählende von seinem Vater gehört, dem sie ein alter Schulkammerad erzählte, der sie von seiner Großmutter gehört hatte; oder er hat sie in einem bewährten Historienbuch gelesen; oder es hats ihm ein Augenzeuge gesagt, der aber voll Vorurtheilen, und leer an allen physikalischen Kenntnißen war. Man muß sich nie darauf einlassen, dem Erzählenden seine Geschichten streitig zu machen; sondern Vernunftgründe und physikalische Beweise entscheiden den Werth der Sache.

Unterdessen als Wirth und Verwalter bey einer Pfeife Taback die Gewißheit der Kunst sich fest zu machen durch unzählige Histörchen festgesetzt hatten, tratt ein dienstloser, herumziehender Jäger von fürchterlichem Ansehen zur Thüre hinein, und sprach

den Herrn Verwalter um eine Reisezehrung an. So gezwungen sonst seine Hand in die Tasche grif, wenn sie geben sollte, so bereitwillig war sie itzt, ohne daß der Verwalter einigen Antheil daran hatte, und langte ein Zwölferstück hervor. Ganz vergnügt über diese reichliche Gabe setzte sich der Jäger zum Ofen an einen Tisch, und ließ sich Bier bringen. Was war natürlicher, als daß man sogleich mit dem Jäger sich in ein Gespräch einließ, und bald auf den Lieblings-Gegenstand der Rede verfiel.

Ja ja! sagte der Wirth, richtig ists, daß gewisse Leute sich fest machen; man sagts den Jägern zum Ruhme nach, daß sie Schuß- und Hieb-frei sind. Das sollt er können, guter Freund, dann dürft er nicht so mühselig herumziehen; aber es ist halt was Seltnes.

Der Jäger lächelte, und schwieg.

Verwalter. Ja, wenn er das könnte; müßt er ein anderer Kerl seyn.

Jäger. Und wenn ich es kann, meine Herren! was hilft es mir? Ich bin doch itzt ein armer Teufel. Die Kunst hilft wohl in der Noth, aber zum reich werden ists nicht.

Verwalter. Was! er kann sich fest machen? — Ich glaub' ihms nicht.

Jäger. Ich laß es darauf ankommen, gestrenger Herr! — Kommen Sie mit mir hinters' Haus in den Garten; der Herr Wirth mag auch mit — sollens sehen.

Verwalter. Blitz und Wetter! Wenn ihr das könnt, zahl ich euch, was ihr begehrt; und Essen und Trinken sollt ihr so lange frei seyn, als ihr hier bleiben wollt.

Jäger. Auf ihr Wort, gestrenger Herr!

Nun giengen sie alle drei hinaus in den Garten; der Jäger mit Hund und Flinte voran, und die andern beyde ihm hastig nach. Nun steht es in ihrem Belieben, sagte er, meine Herren! welcher von ihnen beyden auf mich schießen will. Die Flinte ist gut geladen; sehen Sie nur selbst. Wirth und Verwalter sahen sich bedenklich an. Nein, sagte ersterer, der Böse möchte mir einen Streich spielen; mit Menschenleben ist nicht zu scherzen. Gestrenger Herr! schießen Sie.

Jäger. Schießen Sie immer, meine Herrn! glauben Sie denn, ich würde so stehen bleiben, wenn ich mir meiner Sache nicht gewiß wäre? Mir ist mein Leben so lieb, als Ihnen das ihrige. — Schießen Sie zu.

Noch besannen sich beyde, und jeder schien den andern aufzufodern. Nun, sagte der Jäger, so probiren sie es an meinem Hunde; er ist fest, wie ich.

Verwalter. Nun ja, an dem wollen wirs probiren: fällt er, so fällt er.

Der Jäger nahm seinen Hund, stellte ihn in eine Ferne von vierzig Schritten, und geboth ihm aufzuwarten, und stille zu halten, und reichte nun dem Verwalter die Flinte; er nahm sie, zielte, und drückte los. Der Hund that einen heftigen Schrey, und purzelte unter und über. Nun, da liegt seine Kunst, rief der Verwalter zornig verfluchter Kerl! er hätte uns recht angeführt.

Jäger. Warum denn? — Der Hund ist ja nicht todt. —

Er pfiff ihm, und der Hund kam zum größten Erstaunen des Wirths und Verwalters freudig herzugelaufen. Ists möglich! riefen beyde; das ist unbegreiflich! — Gut, meine Herrn! sagte der Jäger weiter: sie könnten glauben, die Flinte sey blind geladen gewesen, und der Hund zu solchem Spiele abgerichtet; aber die Sache muß authentisch seyn. Wir wollens noch einmal probiren. Hier nahm er aus seinem Tornister etliche Kugeln, zeigte sie ihnen auf der Hand, und ließ sie selbst eine

wählen, die er laden sollte. Darauf lud er seine Flinte, wie sichs gehört, und gab sie dem Wirthe. Dieser schoß auf den Hund, und es zeigte sich der nemliche Erfolg. Bravo! Bravo! rief der Verwalter; das hätt' ich nicht hinter ihm gesucht. — Schade, daß er so armselig muß herumziehen. — Aber den Hund muß er mir zu kaufen geben, kost er was er wolle.

Jäger. Nicht um mein Leben! gestrenger Herr! der Hund ist mir nicht feil.

Verwalter. Pah! pah! — Er kann sich ja wieder einen andern fest machen; oder vielleicht nicht?

Jäger. O ja! ich kann jeden Hund fest machen; aber der meinige ist mir doch nicht feil. Ich hab ihn schon so lange, und hat mir so viele treue Dienste geleistet. —

Verwalter. Nun, so mag er seinen Hund behalten; aber lehr' er mich seine Kunst.

Jäger. Gestrenger Herr! fodern Sie alles in der Welt, nur meine Kunst nicht; ich habe mein Gewissen darauf. Sie haben ja nichts verlangt, als eine Probe zu sehen; und die hab ich gemacht, und bitte Sie nun, ihr Wort zu erfüllen.

Verwalter. Richtig! Was ich gesagt habe, bey dem bleibts. Aber was hilft es mich nun,

daß ichs gesehen habe. Sag er nur, ich laß mich was rechtes kosten, und verobligir mich auf Leib und Seele, daß ich sein Geheimniß nicht ausplaudern will.

Jäger. Nun gut! Ich will eines thun, und das ist eben so viel, als wenn ich Ihnen mein Geheimniß eröfnete. Haben Sie selbst einen Hund?

Verwalter. Ja, meinen Budel; hat ihn der Herr nicht gesehen? ein wunderschöner Budel; er hat mich zween große Thaler gekostet. Wart' der Herr, ich will ihn gleich rufen.

Jäger. Nun, wenn Sie wollen, so geben Sie mir sechs Dukaten, und ich mache ihren Hund so schußfest, wie der meinige ist.

Verwalter. Sechs Dukaten! Hm! — Führt er mich aber nicht an?

Jäger. Gestrenger Herr! Sie sollen die Probe selbst in meinem Beysein machen. Es ist gleich geschehen; und hier biet' ich Ihnen meinen Kopf zum Unterpfand, wenn ihrem Budel nur das geringste Leid geschieht.

Verwalter. Gut! Sechs Dukaten soll er haben; aber — — verlier' ich meinen Hund, so hau ich ihm den Kopf auf der Stelle ab; gieb er wohl acht! —

Jäger. Haben Sie keine Sorge. Nur sechs Dukaten und den Hund her — dann sollen Sie ihre Wunder sehen.

Der Handel wurd richtig. Der Wirth mußte unterdessen das Geld aufzählen, und Zeuge von der Probe seyn. — Ach Schade! sagte der Verwalter, daß unser Oberjäger nicht mehr da ist; den wollten wir itzt auslachen mit seinen hochweisen Demonstrationen. — Herr Wirth! sey er doch so gut, und laß er ihn hollen. Man schickte nach ihm, aber er war nirgends zu finden. Unterdessen nahm der Jäger des Verwalters Pudel, gieng mit ihm einige Schritte bey Seite, nahm ihn zwischen die Füsse, steckte ihm eine alte Brodkrumme, die er aus der Tasche hervorzog, in den Mund, und sprach seinen Zaubersegen still murmelnd über ihn. Dann hieng er ihm ein magisches Amulet um, so wie des Jägers Hund selbst eines am Halsbande trug, und stellte ihn so ausgerüstet seinem Herrn zu. Die Noth, sagte er, bringt mich um ein Kleinod, das ich zu einer andern Zeit um tausend Gulden nicht würde gegeben haben. Dieses Zauberamulet ist das einzige noch, das ich besitze. Es besteht aus den vornehmsten Kräutern, deren jedes in seiner Konstellation muß gesucht, und zum Gebrauche be-

reitet werden. Aber das wäre noch ein leichtes; allein der Talisman, der in der Mitte ist, und auf den es hauptsächlich ankömmt, kann nur alle fünf Jahre einmal gemacht werden; und da hat es erst noch Gefahr, ob er glückt: denn wer ihn macht, muß in einer besondern Gunst der Geister stehen. Aber nun zur Probe.

Nun lud er seine Flinte in aller Angesicht; band den Budel an einen Zaunpfahl, und gab dem Verwalter die geladne Flinte in die Hand. Nun schießen Sie kühn darauf los, sagte er.

Verwalter. Was! ich? — Aber — — hat er mich nicht zum Narrn? — Kerl! ich sag' ihms, — — ich laß ihn in Eisen und Banden schlagen.

Jäger. Schießen Sie nur!

Verwalter. Aber wenn ich meinen Suchauf, meinen herrlichen, schönen Budel erschieße. — Soll er denn schon so geschwind fest geworden seyn? Ich begreife gar nicht — —

Der Jäger nahm ihm die Flinte aus der Hand, und schoß nach dem Budel; und Budel und Verwalter thaten einen jämmerlichen Schrei. Alle drey liefen hinzu, und fanden den Hund unbeschädigt. Nun, sagte der Jäger: itzt trauen Sie sich aber

doch, gestrenger Herr! probiren Sies doch auch, damit Sie ihrer Sache recht gewiß sind.

Der Verwalter fand itzt keinen Anstand mehr. Unterdessen hatte der Jäger schon wieder geladen; der Verwalter schoß, und dem Hunde geschah eben so wenig als vormal.

Wer war freudiger über diese glückliche Entdeckung, als der gute Verwalter. Er legte dankbar zu den sechs Dukaten noch einen hinzu, und ließ ein herrliches Nachtessen bestellen, um diesen Abend mit dem Wunderkünstler recht vergnügt zuzubringen. Nun rief dieser freudig auf: ich nehme die Einladung an; da ich wieder Geld habe, kümmert mich nichts mehr. Allein bis es Zeit wird, werden Sie mir erlauben, daß ich ein wenig in der Revier herumspaziere, desto besser schmeckt dann das Essen. Gut, gut! erwiederte der Verwalter: geh er, wohin es ihm beliebt; und wenn ihm einer unsrer Jägerbursche etwas entgegen haben will, beruf er sich nur auf mich. Aber laß uns der Herr nicht zu lange warten.

Der Jäger gieng, und der Verwalter kehrte nun wieder in die Schenke zurück, streichelte und küßte immer seinen schußfesten Budel, und trank auf des Künstlers Gesundheit. Es wurd' Abend,

das Nachtessen fertig; und nichts fehlte mehr zum freudigsten Festgelage als der Wundermann. Indessen kam der Oberjäger wieder zurück; alles sprang vom Tische auf, und im vollen Gelächter ihm entgegen. Nun sollen Sie sehen, sagte der Verwalter: nun kommen Sie mir wieder, daß es keine Festigkeit giebt. Ich habs gesehen, der Wirth hats gesehen, und mein Budel ist itzt auch fest.

Oberjäger. Was ists? Was haben Sie dann? — Ich glaube, es fehlt Ihnen wo. — —

Verwalter. Ja Ihnen fehlts. Das haben Sie sich auch nicht träumen lassen, was alles möglich ist.

Wirth. Ja, ja, Herr Oberjäger! der Budel ist schußfest; ich hab' es mit eignen Augen gesehen.

Oberjäger. He! wollt ihr mich zum Narren haben! — Der Budel ist fest — wie ist ers geworden? durch wen?

Nun wurde ihm alles haarklein vom Anfang bis zu Ende erzählt. Der Mann stutzte; er konnte gegen die Thatsache nichts einwenden; doch faßte er sich wieder. Kurz und gut! sagte er, ich glaubs nicht, wenn ichs nicht selbst sehe.

Verwalter. O ja! das kann gleich seyn; unterdessen kömmt unser Mann.

Oberjäger. Ich bin begierig. Da ist meine Flinte; sie ist gut geladen, das weiß ich.

Verwalter. Sey sie geladen, wie sie will; mein Budel lacht dazu.

Alle drey giengen Sie nun mit dem Budel aufs Feld hinaus, banden ihn wie vorher an einen Zaunpfahl; und nun war die Frage, wer darauf schießen soll? Schießen nur Sie, Herr Verwalter, sagte der Oberjäger: so können Sie mir keine Schuld geben, wenn der arme Tropf fällt. Der Verwalter lachte, nahm die Flinte, schoß, und — — der Budel lag ausgestreckt zur Erde. Der Wirth erstaunte; der Verwalter stund sprachlos und todtenblaß wie ein steinernes Bild, und sah starr auf seinen erschossenen Budel hin.

Oberjäger. Nun da haben wirs, — dacht' ichs doch. Seyd Narren, und laßt euch von einem Landstreicher prellen.

Wirth. Ey ey! das hätt' ich mir mein Lebetag nicht mehr gedacht.

Verwalter. Mein armer Budel! — O verdammter Spitzbube — gerädert mußt du mir werden!

Wie ein rasender lief er itzt dem Schloße zu; ließ alle seine Leute rufen, und befahl dem Amt-

knechte mit Bauern und Hunden nach dem Betrüger zu streifen. Kommt mir nicht unter das Gesicht, rief er ergrimmt, bis ihr den Schurken habt, lebendig oder todt.

Dann eilte er wieder zum Wirthe; und alles lachte, als man ihn kommen sah.

Ein theures Lehrgeld, in der That, sagte der Oberjäger: aber danken Sie dem Himmel, daß Sie so aus ihrem Irrthum gerissen werden; es hätte Ihnen einst das Leben kosten können. Ich bedaure den armen Budel, der so unglücklich das Opfer des Aberglaubens werden mußte.

Wirth. Aber gestrenger Herr! das Essen ist alles bereit; kommen Sie doch.

Verwalter. Gebt mir alle Kostbarkeiten der Welt; mir schmeckt nichts mehr.

Oberjäger. Das Nachtmahl muß aufgezehrt werden. Die Lektion ist vorbey; nun lassen Sie es gut seyn, und merken sichs wohl auf ein andermal. Kommen Sie; ich lade mich mit zu Gast — versteht sich um meine Bezahlung — und da will ich Ihnen das Räthsel auflösen, wie Sie betrogen worden sind.

Der Oberjäger und Wirth nahmen nun den Verwalter in die Mitte, zogen ihn mit sich in die

Stube hinein, und thaten ihr möglichstes, ihn wieder aufzuheitern. Es gelang ihnen endlich, daß er etwas ruhiger wurde, und dann fieng der Oberjäger so an:

Ich erinnere mich noch in meiner frühen Jugend auf unsrer Kirchweih einen Arzten ausstehen gesehen zu haben, der in geheim Proben seiner Festigkeit gab, und diese Kunst um theures Geld verkaufte. Er gieng mit denen, die sein Geheimniß zu besitzen wünschten, in einen abgelegenen Ort, hieß da seinen Gehilfen, der auf der Bühne in der Narren-Jacke das Bauernvolk mit seinem plumpen Witze, und abentheuerlichen Gesichtsverzerrungen unterhalten mußte, sich bis auf die Mitte entblößen, lud dann seine Flinte, und schoß, oder ließ jemanden andern darauf schießen. Wenn man nun den Kerl besichtigte, fand man ihn am ganzen Leibe unbeschädigt, und an dem Plätzgen, wo er getroffen wurde, ein rothes Maal, so wie wenn einer heftig gestossen wird. Diese Probe war den leichtgläubigen, wundersüchtigen Leuten genug; und sie bezahlten sein Geheimniß um theures Geld. Er lehrte sie einen kurzen Zauberseegen, und gab ihnen ein kleines Paket, mit Sammet überzogen, das sie beständig bey sich tragen sollten.

Endlich wurde die Sache doch kund, und die Obrigkeit fand nöthig auf den Arzten zu inquiriren. Er wurde mit seinem Gehilfen der Zauberey verdächtig eingezogen. Zeugen wurden abgehört, und der Punkt über die Kunst der Festigkeit durch viele Aussagen bis zur Evidenz bestättigt. Der Mann besann sich aber eines Bessern, und dachte bey sich so: es ist besser gestäuppt, und Landes verwiesen, als lebendig verbrennt zu werden. Zu seinem Glücke war auch der Richter ein vernünftiger Mann, der nicht so ganz wie andere von den Vorurtheilen seiner Zeit eingenommen war. Der Arzt gestund ihm nun seine Betrügereyen, daß er immer aus einem Amalgama von Zinn und Quecksilber gemachte Kugeln bey der Hand hatte, die er unvermerkt gegen die ächte bleierne austauschte. Die mit Sammet überzogene Pakete, oder sogenannte Zauberamulete, die er den Leuten gab, waren mit nichts andern als Sägspänen gefüllt.

Hier erinnerte sich der Verwalter auch des Amulets, das der Jäger seinem Hunde anhängte. Es wurde herbeygehollt, und eröfnet. Es war mit der nemlichen, wunderwirkenden Materie gefüllt, als wovon eben der Oberjäger sprach — nemlich mit Sägespänen.

Nun seht meine Herrn! sagte der brave Mann, wie einfältig ihr euch habt betrügen lassen. Wenn Sie je wieder die Lust anwandelt, Herr Verwalter! ein Zauberstück zu lernen, so erinnern Sie sich ihres armen Budels, der ihre Thorheit mit seinem Leben büßen mußte. Es lohnte wohl der Mühe, daß wir sein Andenken zur Belehrung der Nachwelt aufbehielten. — — Wirklich that es der Oberjäger. Er scharrte ihn unter dem Zaunpfahl ein, woran er erschossen wurde; und der Schulmeister des Orts schrieb auf eine Tafel folgende Reime:

Ein armer Budel liegt allhier,
Das allerbeßte, treuste Thier,
Aus Unverstand begraben.
Sein Herr hielt viel auf Zauberey:
Er kauft für Kunst sich Schelmerey,
Und will den Budel schußfest haben.
Doch Hund und Geld und Kunst ist hin,
Hier liegens alle drey:
Gewöhnlich ist für solche Narrethey
Verlurst und Reue der Gewinn.

Das
Corona=Gebeth.

Peter Plabst war ein Bürger in N. ein Mann, der ausserordentlich viel auf Wahrsagereyen und Schatzgraben hielt, aber so jämmerlich angeführt wurde, daß ihm endlich alle Lust vergieng, sich mit solchen Einfältigkeiten mehr abzugeben. Sein Nachbar Hanns Scheel kam eines Tages noch spät am Abend zu ihm. Nachbar! sagte er, wenn ihr mit mir Moitie seyn wollt, so könnt ihr auf einmal glücklich seyn.

Plabst. Wie das Nachbar?

Scheel. Gestern kam ein wichtiger Mann zu mir, der das Corona=Gebeth hat; und Kraft dieses Gebeths kann man so viel Geld haben, als man nur will.

Plabst. Ah Flausen! Nachbar, laß er sich nicht zum Beßten haben; es ist Tändeley.

Scheel. Seyd unrecht daran, Nachbar! Der Mann sagt ja, er will die Sache durch verständige Leute untersuchen lassen, und darum wollte ich euch bitten, daß ihr bey dem Spaße seyn möchtet.

Plabst. Das geht an. Aber Nachbar! mich soll er nicht zum Beßten haben.

Nun gieng Peter Plabst mit Hansen Scheel fort, und der Wundermann wartete schon an Scheels Wohnung. Nun Kammerad! sagte Peter Plabst: wie stehts mit eurem Corona-Gebeth?

Wundermann. Gut! ihr sollt Geld haben, so viel ihr wollt, wenn ihr thun werdet, was ich euch sage.

Peter Plabst. Ja, das wollen wir; aber glaubt nicht, daß ihr mit einem dummen Töffel zu thun habt. Wenn an eurer Kunst nichts ist, so giebts Prügel.

Wundermann. Herr! ich weiß nur zu gut, daß ihr selbst große Einsichten von solchen Dingen habt; und daher ist es mir lieb, wenn ihr dabey seyd, damit ihr seht, daß alles ohne Betrug geschieht.

Plabst. Das will ich euch rathen, denn mich betrügt ihr so leicht nicht. Was ist zu thun?

Wundermann. So viel tausend Gulden, als ihr haben wollt, so viel einzele richtet in einem Beutel zusamm; und einer von euch behalte das Geld. Unterdessen aber kniee der andere mit entblößten Knien auf einen Stein, den ich bey mir

habe; es hat ihn ein Pilger aus den heiligen Ländern mitgebracht. So muß das Gebeth dreymal gebethet werden, und zwar drey Tage nacheinander. Am dritten Tage wird die heilige Corona dem Bethenden erscheinen; und so bald sie ihm erscheint, muß er heftig zu schreien anfangen — und dann laufe ich mit dem Gelde zum Pfarrer, und gebe es ihm zur Schankung nach eurer Intention; und die heilige Corona wird euch dann so viel tausend Gulden geben, als einzele Gulden im Beutel waren.

Plabst. Das wollen wir sehen. Du Nachbar richt' das Geld zusamm; da hast du die Hälfte mit 25 Gulden. Ich kniee auf den Stein, und nehme einen tüchtigen Karbatsch mit. Gieb du mir das Geld nicht aus den Händen, bis du mich schreien hörst, denn vermuthlich wird die Erscheinung wieder eine Maskerade seyn, und ich will den Geist waker durchgerben.

Wundermann. Herr! ich will ein Schurke seyn, wenn eine Maskerade dabey ist. Ihr könnt alles genau untersuchen, und ihr werdet die lautere Wahrheit finden.

Nun wurde zu dem grossen Werke Anstalt gemacht. Nachbar! sagte Peter Plabst, wir wollen den Narren mit Kolben lausen. Gieb mir das

Geld nicht her, bis du mich schreien hörst. Du wirst sehen, es ist Spitzbüberey.

Scheel. Der Geyer soll mich hollen, wenn ich einen Kreuzer hergebe, ehe ich deine Stimme höre.

Der erste und zweyte Tag giengen vorüber. Peter Plabst betbete sein Corona-Gebeth einige hundert Schritte weit von seinem Hause auf offnem Felde, mit entblößten Knieen auf dem Stein; aber er sah noch nichts. Am dritten Tage endlich, als an dem bestimmten Tage der Erscheinung, fieng Peter Plabst jämmerlich zu schreien an; und Hanns Scheel glaubte sicher, die heilige Corona wäre nun da, und gab geschwind die 50 Gulden dem Wundermanne, damit er zu dem Pfarrer laufen sollte, der auch mit dem Gelde so geschwind davon eilte, als er konnte.

Nun war Hanns Scheel schon voll Hofnung, die 50000 Gulden zu sehen; aber wie erschrack er nicht, als Peter Plabst jämmerlich verbrannt daher kam. Wo hast du das Geld? fieng Hanns an.

Plabst. Der Teufel soll dich, dein Geld, und den Schurken hollen, der uns betrogen hat! — Hast du das Geld hergegeben?

Scheel. Freilich! du hast ja geschrieen.

Plabst. Zum Geyer! wer wird nicht schreien, wenn man sich die Kniee so wie ich verbrennt! — Der verwünschte Schurke hat den Stein, worauf ich knieen mußte, glühend gemacht; und da ich in der beßten Meynung darauf kniete, glaubte ich die Hölle wär offen.

Scheel. Also hast du nur aus Schmerz geschrieen? und die heilige Corona —

Plabst. Mach mich nicht toll. — O weh meine Kniee!

Scheel. Aber du bist doch sonst ein Mann, der — —

Plabst. Der ein dummer Töffel wie du gewesen ist.

Der arme Plabst mußte drey Wochen das Bett hüten — so elend war er zugerichtet; und die 25 Gulden waren noch obendrein verlohren, und dieses geschah alles durch das Corona-Gebeth.

Das Taglöhner-Gebeth.

Ein loser Betrüger kam einst zu einem Bürger in einem kleinen Städtchen, und sagte, daß er das unschätzbare Taglöhner-Gebeth besitze, wo-

durch er sehr reich werden könnte. Ihr müßt es aber, sagte er zu dem Bürger, in der heiligen Thomas-Nacht bethen, euch ganz weiß anziehen, und ein Tuch über das Gesicht nehmen. Nach Mitternacht geht ihr auf den Platz, und seht, ob nirgend ein Geldsack stehe. — So bald ihr einen seht, so setzt euch dazu hin, ohne ihn anzurühren, und bethet im Stillen das Gebeth, das ihr auswendig lernen müßt. Nach einer Weile wird eine Person kommen, gekleidet wie ihr; diese fraget dann: was ist dein Begehren? Und wenn sie antwortet: 100000 Gulden; so sprecht: Komm her! — und bleibt dann ruhig sitzen, bis diese Person, die ein heiliger Taglöhner ist, wieder fort geht; dann habt ihr Sack und Geld.

Der leichtgläubige Bürger that alles genau, was ihm aufgetragen wurde. Er gieng auf den Platz, und fand einen Geldsack im Narrenhäuschen stehen. Er gieng hinein, und setzte sich ohne ein Wort zu reden zu dem Sack, und bethete sein Gebeth. Als er eine Weile saß, kam eine Gestalt eben so gekleidet wie er, und der Mann glaubte nun freudig, es sey der heilige Taglöhner, von dem ihm der Betrüger sagte. Diese Gestalt näherte

sich dem Häuschen; und sogleich rief der Bürger: Was ist dein Begehren? 100000 Gulden! antwortete die Gestalt. So setze dich herein zu mir, fuhr ersterer fort; und der vorgebliche heilige Taglöhner setzte sich zu ihm. So sassen Sie einige Minuten beysam, als eine dritte Gestalt erschien, die Thüre des Narrenhauses zuschlug, und ein grosses Schloß vorlegte; und die beyden Betrognen mußten bis am hellen Tag im Narrenhause sitzen. Itzt klärte sichs auf, daß die zweyte Gestalt wohl ein Taglöhner, aber kein heiliger war. Man nannte ihn den Kupfer-Martl. Er war einst ein wohlhabender Mann, aber durch Liederlichkeit kam er ins Verderben; und von seinem Vermögen blieb ihm nichts übrig als eine kupferrothe Nase mit grossen Finen besetzt, der Zeuge, daß er ein wackerer Säufer war. Unwissenheit und Faulheit machten ihm einen so leichten Weg auf einmal reich zu werden, sehr willkommen, so wie fast alle, die durch Teufelsbeschwörungen und abergläubische Gebethe reich werden wollen, liederliche, arbeitscheue Menschen sind. Dieser war das Werkzeug des Betrügers, um den einfältigen Bürger um eine hübsche Summe Geldes zu betrügen, und mußte unwissend den heiligen Taglöhner vorstellen.

Alle diese Thorheiten beweisen, welche wunderliche, unwürdige Begriffe man sich von der Gottheit macht. Aberglaube und Eigennutz unterhalten solche Vorurtheile zum größten Nachtheil des Menschen, und zur Schande der Vernunft.

Ein Beyspiel
zur Warnung.

Vor einiger Zeit kam eine Frau zu mir, der ihr ganzes Aussehen Mitleid zu erflehen schien. Ihre Kleidung, ungeachtet eben die Kälte am strengsten war, würde sie kaum an einem kühlen Sommerabende vor Frost bewahrt haben. Mager und blaß war ihr Gesicht; und ihre Miene verrieth, daß sie viel mußte gelitten haben. Sie bath mich allein sprechen zu können. Ich nehme mir die Freyheit, fieng sie an, Ihnen einen Beytrag zur Geschichte des Aberglaubens und der Betrügerey zu liefern. Sie sehen an mir das redendste Gemälde der traurigen Wirkungen, die eitle Hofnung auf Teufelsbeschwörung, Schatzgraben und andere Gauckeleyen hervorbringt. Ich büße genug für meine Thorheit: ich bin so elend, daß

ich weder mir, noch irgend einer Menschenseele in der Welt mehr nützen kann; aber doch glaub' ich der Welt noch einen Dienst leisten zu können, wenn ich ihr das Geständniß meiner Thorheiten ablege. Vielleicht schreckt meine Geschichte manche gute Seele, die ein Betrüger mit täuschenden Hofnungen einwiegt, vor dem ersten Schritte des Verderbens zurück; und dann — will ich gerne leiden. Mich tröstet über mein Unglück das Bewußtseyn, daß andere durch meinen Schaden klüger geworden sind. — Nehmen Sie die Geschichte, die ich ihnen erzählen werde, in ihre Blätter auf, als ein Beyspiel zur Warnung für Thörichte, die sich vom eiteln Wahn auf eine wunderbare Art reich werden zu wollen, hinreißen lassen.

Ich dachte oft nach, wenn ich mir so in mancher trüben Stunde den ganzen Gang meiner Geschichte vorstellte: aber warum warst du denn so ganz thöricht, dich so vielmal, so abscheulich betrügen zu lassen? — Ich suchte alles hervor; gieng von Zeit zu Zeit zurück bis in die ersten Jahre meiner Jugend; erinnerte mich meiner Erziehung, meines Umganges, meiner Spiele — — und da muß die Quelle seyn, woraus all meine Thorheiten

strömten. Ich ward auf dem Lande gebohren. Meine Eltern waren Bürgersleute, geschickt und verständig genug für ihr Gewerbe; aber — Sie wissen wohl selbst, daß bey Landleuten ausser den nöthigsten Kenntnißen der Lebensnothdurft und des Erwerbes der Verstand nicht weiter ausgebildet wird. Meine Eltern hatten ein Evangelium, eine Legende, und ein uraltes Exempelbuch, worinn schon ihre Großältern lasen. Das war auch ihre Unterhaltung; und so bald ich ein bischen lesen konnte, wurde dieses Buch auch mir gegeben. Es waren die schauderlichsten Histörchen darinnen von verwunschenen Menschen, Gespenstern, Hexen und Teufelsbeschwörern. Wenn wir am Abend so am Spinnrädchen sassen, las uns der Vater vor; und meine Mutter, die Frau Baase, und eine Nachbarin, die Abends zu Besuche kamen, führten dann auch Exempel an, und immer eines gräßlicher als das andere. Ich horchte ängstlich zu, und blickte manchmal schüchtern in einen finstern Winkel der Stube, ob nicht da der Teufel stünd oder ein Hausgespenst. Damals wagte es noch Niemand, an der Wahrheit solcher Geschichten zu zweifeln. Alles, was dahin Bezug hatte, wurde treuherzig geglaubt; und jede etwas auffallende Wirkung, wovon sich

der rohe, ungebildete Verstand keine natürliche Ursache anzugeben wußte, wurde der übernatürlichen Kraft eines Zauberers, oder unmittelbar des Teufels selbst zugeschrieben. Herumziehende Aerzte und Quacksalber aller Art bethörten das unwissende Volk, und verbreiteten Aberglauben und Unsinn. Nie kam mir ein Zweifel gegen die Aechtheit der abgeschmacktesten Geschichten: denn meine Mutter erzählte sie, die Frau Baase, die Frau Gevatterinn, und die Nachbarinnen schwuren für die Wahrheit derselben; und alle dachte ich, werden sie doch nicht lügen; es muß also wahr seyn, was man liest uud erzählt, weil es so viele Leute — und grosse, verständige Leute — sagen und glauben. So urtheilte ich damals, und las und hörte Tag für Tag Teufels- und Gespenstergeschichten rc. Sie werden erstaunen, und mir es kaum glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich selbst Leute gekannt habe, die die Geschichten des Fortunatus mit seinem Säckel und Wünschhütlein, den Kaiser Oktavian, die schöne Melusina, die Beschreibung des Untersperges — ja sogar noch den Biribinker in vollem Ernste geglaubt, und den als den gottlosesten Menschen würden verfolgt haben, der nur daran gezweifelt hätte.

Ich erwuchs; und meine Eltern gaben mich einem Krämer aus der Nachbarschaft zur Ehe. Wir brachten ein hübsches Vermögen zusam, und alles schätzte uns glücklich. Wir waren es auch, und würden es immer gewesen seyn, wenn wir nicht in einen Proceß wären verwickelt worden, der viele Jahre dauerte, und unser halbes Vermögen aufzehrte. Allein dieser Schade hätte sich nach und nach durch Fleiß und Genauigkeit wieder ersetzen lassen; aber wir schlugen unglücklicher Weise gerade den verderblichsten Weg ein. Wir klagten über unser Schicksal, sahen andere im Wohlstande leben, und uns so tief herabgesetzt, ohne daß wir es verschuldet zu haben glauben konnten. Wir sahen wohl die Möglichkeit vor uns, nach dem natürlichen Gang der Dinge das Verlohrne wieder zu erobern; aber die Aussicht schien uns zu ferne, und der Wunsch war zu dringend wieder in den vorigen Stand gesetzt zu seyn. Vorurtheilvoll und ohne Einsicht waren wir nun ganz bereitwillig alles zu glauben, was man von Leuten erzählte, die Schätze gefunden haben, oder durch Beschwörung der Geister zu grossem Reichthum gelanget sind.

Mein Mann war eines Abends im Wirthshause. Man redete da untern andern auch von

dem reichen Kaufmann in N., der uns die Waaren spedirte; und allgemein wurde behauptet, er habe einen grossen Schatz gefunden. Dieß erregte sogleich in meinem Manne den Gedanken: könnte nicht Gott mich auch auf eine solche Art glücklich machen? — Er kam zu Haus, und entdeckte mir seine Meynung. Weib! fieng er an: mit uns ists geschehen, wenn uns Gott nicht auf eine sonderbare Art hilft. Der reiche N. war ein armer Schlucker; itzt lacht er alle aus; aber er hat einen Schatz gefunden.

Ich. Wie weißt du das?

Er. Jedermann sagt es. Es könnt' auch nicht anders seyn. Ich kannte ihn noch, da er die Kirchweihen besuchte; und ihn, und seine Waare hätte ich nicht um fünfzig Gulden kaufen mögen: und nun — — hat ers nach Tausenden. Wenn wir was von der Sache verstünden, wer weiß, was in unserm Hause liegt? —

Ich. O sey kein Thor! Du wirst einen Schatz finden? — Wo?

Er. Das ists eben. Ich hab schon einmal davon gehört: man braucht eine Wünschelruthe, die den Ort anzeigt, wo der Schatz liegt. Aber das ist noch nicht genug; man muß auch die See-

gen und Sprüche haben, und da gehören studirte Leute dazu, wir verstehens nicht. Erinnerst du dich nicht mehr des kleinen Lichtchens, das wir manchmal hinter der Gartenthür um den Sandhaufen herum flattern sahen? —— und dort, als wir Abends einst in Keller giengen, die Flamme, die gegen uns herausfuhr — — weißt dus noch? — Das ist nicht ohne; dortmal achteten wirs nicht.

Ich. Daß es spuckt im Hause, das ist gewiß; ich wußt es schon lange — —

Er. Nu, und selten ist ein Geist, wo nicht auch ein Schatz begraben liegt, weßwegen die arme Seele leiden muß. Wenn wir nur Jemanden wüßten. — Aber — wart! morgen gehe ich zu dem alten Flurrhüter Görgl, der kann mir gewiß Auskunft geben.

Gut! sagte der alte Flurrhüter zu meinem Manne, ich will euch möglichst dazu verhelfen; aber ihr müßt meiner auch gedenken. Eine halbe Tagreise von hier in N. lebt ein Mann, der das Werk von Grund aus versteht, und die schönsten Bücher und Schriften hat, womit er die Geister zwingt. Aber — ihr dürft vom Glücke sagen, wenn er uns kömmt: denn seit einer gewissen Zeit, daß ihn die geistlich- und weltliche Obrigkeit verfolgt haben, ist

er so scheu, daß er nicht einmal von dergleichen Sachen reden will. — Mein Gott! wie blind doch die Welt ist! der gute Mann hat schon so viele Menschen glücklich gemacht, und darum neiden ihn die Herrn. Er nahm nur wenig zu seinem Antheil, und doch stund er sich recht gut; aber seit der Zeit, daß er so gedrückt ist, lebt er selbst ganz kümmerlich. — Das hat man von der aufgeklärten Welt. Jtzt kann der gute Mann sich und andern nicht mehr helfen. — Nun gut! wenn ihr mir die Reisezehrung gebt, so mach ich mich morgen auf den Weg, und will mit ihm reden. — — Mein Mann verstund sich zu allem; und nach einigen Tagen hatten wir den grossen Teufelsbanner schon im Hause. Ich erschrack, als ich ihn erblickte; denn sein Aussehn war so schrecklich elend, daß ich einen Unglücklichen vor mir zu sehen glaubte, der seit einer dreißigjährigen Gefangenschaft endlich aus seinem unterirdischen Kerker entfloh. Stellen Sie sich einen Menschen vor, höckericht und mit einem Tollfuße, mit kleinen Augen, über die die zottigten Augenbraunen bis zur Helfte herabhiengen; von schwarzgelber Gesichtsfarbe, und hohlen Wangen. Der Ton seiner Stimme glich vollkommen dem, den man den Geistern zueignet; — er

war so hohl und dumpf, als wenn er wirklich aus einer unterirdischen Höhle herauskäme. — — Gott! wie thöricht waren wir doch, von einem Menschen unser Glück zu hoffen, der selbst das hilfloseste Geschöpf auf Erde war — elender, als der verworfenste Strassenbettler! — — Nicht wahr, ihr seyd erstaunt, sagte der alte Görgl, der ihn uns hergebracht hatte, über das Aussehn dieses guten Mannes? — Aber laßt euch nicht erschrecken, das thut zur Sache gar nichts; wenn ihr wißt, woher es kömmt, werdet ihr ganz anders denken. Wenn man so oft mit dem Bösen zu thun hat, und ihm seine Schätze abjagen muß — — das nimmt doch den Menschen ein wenig her. — Und dann — Haß, Verfolgung — so lange Zeit unterdrückt — — ja meine guten Leute — laßt euch einmal seine Lebensgeschichte von ihm erzählen; und ihr werdet Augen und Maul auffsperren. — So sprach der alte Flurhüter; und wie leicht ist ein Herz überredet, das von Vorurtheilen gefesselt ist.

Wir pflegten des Elenden auf das beste, und kleideten ihn, daß er doch unter die Leute taugte, und gaben ihn für einen Anverwandten aus, um allem Verdacht auszuweichen. Ein paar Wochen vergiengen; und nun sollte der Anfang gemacht

werden. Der Zufall gabs, daß er eines Tages in einer finstern Kammer, worein wir ihn legten, und die seit lange zu nichts anderm als alte Geräthschaften aufzubewahren diente, eine Höhlung in der Wand entdeckte. Er rief uns sogleich. Nach dem Abendessen, sprach er, wollen wir heut unser Werk anfangen. Hier in dieser Wand muß ein Schatz liegen. Zwey Nächte schon hörte ich an meiner Thüre pochen, und sah den Geist an meiner Wand vorbeywischen. Wir wollen ihn erlösen. Die Nacht rückte heran, für uns allzusäumend — der Beschwörer las seine Gebethe — oder was es waren — nahm ein Beil, und schlug die Wand ein. Es war ein altes vermauertes Kästgen, die auf dem Lande gewöhnlich sind, und daran seit lange Niemand mehr gedacht hatte. Staub und Unrath flog uns in einer dicken Nebelwolke entgegen, und Niemand wagte sich hinzu, seinen Inhalt zu untersuchen. Endlich nachdem der Staub sich gelegt hatte, gieng der Beschwörer wieder hinzu, nahm den Stiel des Beils, und stöberte darinn herum. Er kam auf eine blecherne Büchse, ungefähr zwey Zoll lang, die er heraus warf, und die ein grosses Getöse im Falle verursachte. Mein Mann hob sie vom Boden auf, öfnet sie, und — fand einige

alte Thaler nebst weniger kleiner Münze darinn. — Welch ein Erstaunen! — welche Freude für uns! — welch ein Sieg für den Schatzgräber! — Freylich das Glück war sehr gering; aber desto größer die Hofnung, bald einen unermäßlichen Schatz zu finden. Der Schatzgräber behauptete steif und fest, dieß sey ein Betrug vom Teufel, der dieses wenige Geld übrig ließ, und den großen Schatz verzogen haben soll. Aber — ich wollt ihn bald Mores lehren, hätt ich nur die sieben Fürsten bey der Hand.

Ich. Was ist das?

Der Schatzgräber. Die sieben Fürsten ist ein uraltes magisches Buch, darinn die Sigille, Ruf und Beschwörung der sieben Himmelsfürsten begriffen sind. Und mit diesem Buche wollt ich den Luzifer selbst aus der Hölle herausfodern, denn alles muß der Kraft der Worte und Charaktere in diesem Buche weichen. Aber nun — ists vorbey. Man verläumdete, verfolgte mich, raubte mich aus; und dieses Werk ist mit andern unschätzbaren Schriften in den Händen meiner Feinde.

Mein Mann. Um Gottes willen! ist denn dieses Buch nicht mehr zu bekommen?

Der Schatzgräber. Schwerlich! — Ich weiß einen einzigen Weg, und der ist zweifelhaft. Ich müßte wenigstens hundert Gulden anwenden, um den zu bestechen, der meine weggenommenen Papiere und Schriften in Verwahrung hat. —

Mein Mann. O vom Herzen gern! ich geb' Ihnen, so viel ich habe.

Mein Mann gab die hundert Gulden her; der Schatzgräber reiste damit fort, und den andern Tag kam er mit einem alten beschmutzten Fleck Pergament, darauf einige Figuren roth gemalt, und alles ein unleserliches Hickelhackel war. Zuerst, sagte er, muß ich den Geist beschwören, sonst ist all unsre Mühe und Arbeit vergebens. Es wurde auch dazu Anstalt gemacht; und der Apparat zu diesem Versuche war nicht minder kostspielig als zeitverzehrend. Hören Sie einmal die Erforderniße. Es mußte eine schwarze Ziege abgethan werden, aus der ihrem Felle der Zauberzirkel geschnitten, und die Charaktere daraufgeschrieben werden — aber alles in der bestimmten Planetenstunde. Der Mann brauchte eine Mütze, und ein Bandelier von Jungferpergament, ebenfalls mit Charakteren überschrieben, und einen Zauberstab von Ebenholz. Ich will noch viel anderer Kleinigkeiten gar nicht

gedenken. Die Nacht der Beschwörung rückte heran, die Mitternachtstunde schlug, und wir traten mit dem Magus in den Kreis, und ängstlich pochte mein Herz vor Furcht. Wir hörten die schauderliche Beschwörung lesen; und eiskalt lief es mir über den Nacken, indessen gewiß ein vorurtheilfreier Mensch sich des Lachens nicht hätte enthalten können, wenn er dies Kauderwälsch gehört, und die abentheurlichen Grümassen des Beschwörers gesehen hätte. Wir wählten aus Vorsicht, nicht gestört oder entdeckt zu werden, eine grosse Kammer auf dem obern Boden, worinn alte Spinnräder, anders hölzernes Geräthe, und ein Zentner Werch lagen, das der Magus eben nicht hinausgeschaft zu werden nöthig fand. Die Thüren wurden fest verriegelt, die Fenster mit Brettern vermacht, bis auf ein einziges gegen Aufgang der Sonne, das wir offen lassen mußten, damit der Geist durch selbes freien Eingang habe. Es schien uns um so weniger bedenklich, da es nicht gegen der Gasse, sondern gegen unser Gärtchen die Aussicht öfnete. Schon zweymal wurde die fürchterliche Beschwörung herabgelesen; und noch hörten wir nichts. Von ungefähr blickte mein Mann nach diesem Fenster, und sah einen Kopf sich herein-

neigen. Mein Mann entdeckte es dem Beschwörer und mir. Wir sahen alle drei dahin; und ich, und mein Mann, verlohren alles Bewußtseyn vor Schrecken. Wir zitterten am ganzen Leibe, daß wir uns kaum aufrecht zu halten vermochten. Der Beschwörer las fort; aber es erfolgte nichts weiter. Plötzlich verschwand die Erscheinung. Der Beschwörer nahm ein Licht, und eilte dem Fenster zu; aber auf einmal prellte er zurück, und fiel mit dem Lichte gerade ins Werch. Ich fiel vor Schrecken ohnmächtig zu Boden, mein Mann war ausser Fassung, und ehe wir uns erhollten, brannte es lichterloh auf. Wir arbeiteten alle drei daran, das Feuer zu ersticken; aber vergebens. Jämmerlich verbrannt konnten wir nichts anders als unser Leben mit der Flucht retten. Bis Lärm entstund, und Hilfe geschaft wurde, war der ganze obere Theil des Hauses ein Raub der Flammen. Der Beschwörer verschwand. Mich brachte man halb todt zu Bette; und ich stund eine tödtliche Krankheit aus, von der ich erst nach sieben Wochen wieder hergestellt wurde. Auch mein Mann erkrankte; doch hatte es mit ihm nicht so viel Gefahr. Aber nun hören Sie, wie das zugieng. Unser Vorhaben konnte so geheim nicht bleiben, daß es nicht wenig-

stens unsere Dienstbothen erfuhren. Der Vorwitz trieb die Hausmagd, uns zu belauschen. Sie lehnte eine Leiter an, stieg hinauf, und wollte sehen, was da vorgieng. Als sie sah, daß sie von uns bemerkt wurde, zog sie den Kopf schnell zurück, und um nicht entdeckt zu werden, stieß sie den Beschwörer, der sich mit dem Licht in der Hand nahete, mit der Faust so gewaltig ins Gesicht, daß er zurücktaumelte, und in das herumliegende Werch fiel. Der verwünschte Beschwörer hat sich, wie wir nachher erfuhren, zu einem seiner Bekannten geflüchtet, der mit ihm zu allem verstanden war, und Kunden eintreiben mußte. Er hatte das Geld alles, was er uns abschwätzte, sorgfältig bey seinem Gehilfen aufbewahrt, und ließ sich nun in der Stille von seinem erlittenen Schaden heilen.

Man erfuhr zwar im Orte die wahre Ursache nicht, wie diese Feuersbrunst entstund; aber das Unglück war deßwegen nicht viel geringer. Das Maaß unsers Elendes war itzt voll. Wir hatten fast überall Schulden, und nirgends Credit. Das Haus sollte vom Grund aufgebaut werden, denn es war seit langer Zeit vernachläßigt. Hilfreiche Hände fanden sich genug, die unsere Geräthschaften und Waaren den Flammen entrißen; aber we-

nige mehr, die sich verbunden glaubten, ihren Raub wieder zurückzustellen. Und was nicht Feuer und diebische Hände ergriffen hatten, wurde in der Verwirrung bis zur Unbrauchbarkeit beschädigt. Die Größe unsers Unglückes blieb uns so lange verborgen, als wir krank waren, und erfuhren es erst nach unsrer Genesung. O Gott! wären wir doch auch in den Flammen umgekommen, wie viel glücklicher wären wir gewesen! — — Die Gläubiger drangen nun stürmend auf uns ein; und Armuth, Schande und Verachtung war itzt unser Gut. Wir wurden vergantet, und als liederliche, betrügerische Leute davongejagt.

Mein Mann hatte in der Hauptstadt einen Vetter. Wir suchten Zuflucht bey ihm; und er nahm sich unser an. Er verschafte uns einige Zeit Nahrung, und nach einem halben Jahre bracht er meinen Mann als Zolleinnehmer unter. Die Stelle trug freilich sehr wenig ein; allein Häuslichkeit, und ein kleiner Verdienst, den ich mir durch weibliche Arbeit erwarb, brachten es doch so weit, daß wir ehrlich leben konnten. Mein Mann that itzt den feierlichen Schwur, sein Lebtag nicht mehr sich mit solchen Albernheiten abzugeben; und ich hatte eben so fest als er beschlossen, weder von ei-

nem guten noch bösen Geiste mehr Geld zu verlangen.

Allein ich muß Ihnen zu meiner Beschämung gestehen, daß ich nicht stark genug war, meinem Vorsatze getreu zu bleiben. Das Unglück, das uns wiederfuhr, schreckte mich wohl; aber es benahm mir doch die alten Vorurtheile nicht, über die ich einer Aufklärung bedurfte, die ich nirgends fand. Eine alte Nachbarin, in noch schlimmern Umständen, als ich, verleitete mich zu neuen Thorheiten. Sie gewann mein Herz um so leichter, da es noch nicht ganz von seinem ehemaligen Lieblingsgegenstande losgerissen war, und ich, da ich schon alles verlohren hatte, die Furcht das wenigere zu verlieren, und die schmeichelnde Hofnung alles wieder zu gewinnen nicht bemeistern konnte. Auch war dieser Versuch mit gar keinen Kosten verbunden. Meine Nachbarin hatte das sogenannte schwarze Christophengebeth, von dem sie mir versicherte, daß es überaus kräftig sey; und ihre Worte bestäкte eine beygefügte Authentika, der ich mich noch von Wort zu Wort erinnere. Sie lautete so: Dieses Gebeth habe ich Johann Peter Flachs im Jahre 1635. gebethet, und Gott hat mir durch Fürbitte des

heil. Christophs zu grossem Reichthum verholfen.

Wer sollte nun noch an der Wahrheit der Sache zweifeln? — Und doch war es Lüge. Ich habe nach der Hand mehr solche Beschwörungen, Gebethe und Seegensprüche gesehen, die auf solche Art authentisirt waren, wie so viele alte Recepte von Quacksalbern mit ihrem Probatum est den Unwissenden um Geld, Gesundheit — oft gar ums Leben bringen. Dortmals dachte ich noch nicht, daß auch Betrug von Hand zu Hand, wie Lüge von Ohr zu Ohr geht.

Wir verabredeten uns, dieses Gebeth in einer Neumonds-Nacht zu bethen, nachdem wir Tages zuvor nach Vorschrift der Beschwörung gebeichtet hatten. *)

*) Die meisten solcher Beschwörungen und Gebethe haben die Bedingniß, daß man vorher beichte und kommunicire. Nun weiß aber jederman, daß alle dergleichen abergläubische Gebethe und Handlungen von der Kirche verworfen sind, und also nie durch heilige Handlungen der Religion einige Kraft erlangen können. Ich fragte einst eine Person, ob denn der Beichtvater ihr Vorhaben gebilliget habe? — Das sagte ich ihm nicht, antwortete sie, denn sonst hätte er mirs ja gleich verbothen. — — Nur Mangel an richtiger Beurtheilung kann so ein Vergehen einigermassen entschuldigen, das zwar nicht Bosheit des Herzens, aber tiefeste Unwissenheit, rasenden Unsinn verräth.

Die erste Nacht lief unser Bemühen fruchtlos ab: wir sahen und hörten nichts. Der Morgen erwachte; und traurig giengen wir auseinander. Alle Beschwörungen haben das für sich eigenthümlich, daß sie dreymal müssen gemacht werden. Wir bestimmten also die nächste Nacht zum zweyten Versuche. Wir hatten unser Christophengebeth das erstemal herabgemurmelt, und hörten ein starkes Gepolter. Furcht und Schrecken ergriffen uns; allein die Hofnung, bald beglückt zu werden, flößte uns wieder Muth ein. Wir fiengen die Beschwörung zum zweytenmale an; und der Lärm ward ärger. Wir hörten Ketten rasseln; die Fenster klirten, und das Haus schien einzustürzen; aber nichts schreckte uns mehr — so groß war die Zuversicht auf den — — Teufel. Endlich trat aus dem Hintergrunde des Zimmers eine schwarze Gestalt hervor, der eine andere folgte; und jede trug einen großen Sack auf der Achsel. Hofnung, Freude, Furcht und Angst hatten uns augenblicklich eingenommen, und raubten uns alle Fassung. Jede dieser schwarzen Gestalten stellte sich mir und meiner Nachbarin gegen über, winkte uns freundlich, Vertrauen zu haben, und both uns den geöfneten Sack dar, um hineinzusehen. Ohne An-

stand steckte jede ihren Kopf hinein, um Gold zu sehen; und sogleich hatten wir den Sack am Halse, der mit einer Schnur so fest zugezogen wurde, daß wir glaubten, man wolle uns erdrosseln. Wir schrien erbärmlich, und bathen Himmel und Erde, uns aus den Klauen des Teufels zu erlösen; aber ein lautes Gelächter, und die Stimme meines und des Mannes meiner Nachbarin überzeugte uns bald, in welcher Teufel Hände wir gerathen waren. Hast du schon wieder vergessen, rief mein Mann, daß uns diese Narrheit um Ehre und Vermögen gebracht hat? Thörinn, warte! ich will dir das Teufelbeschwören aus dem Kopf bringen, daß du deiner Tage nicht mehr daran denken sollst. Nichts würde mich dießmal vor Schlägen befreit haben, wär nicht der Mann meiner Nachbarin ein lustiger Kopf gewesen, dem dieser Spaß sehr wohl gefiel, und uns durch diesen losen Streich, den sie uns spielten, genug gezüchtigt glaubte. Er überredete meinen Mann, daß er sich zufrieden gab, und endlich auch mit ihm über unser komisches Aussehn lachte. Wir konnten nicht begreifen, wie die beyden Männer ins Zimmer gekommen waren, und diese Komödie mit uns spielen konnten. Sie erzählten es uns; und es war so:

Um von meinem Manne nichts besorgen zu dürfen, gab ich vor, daß ich diese drey Nächte bey einer Herrschaft, wo ich sonst viel arbeitete, waschen müßte. Er glaubte es, weil er schon lange wußte, daß ich oft in dieses Haus zur Arbeit geholt wurde. Zum Unglück traf mein Mann schon den andern Tag frühe einen Domestiken dieses Hauses an, und fragte ihn um mein Befinden. Nun kam er mir auf die Lüge; aber noch konnte er sich dieses Räthsel nicht erklären. Der Mann meiner Nachbarin erfuhr schon die erste Nacht unsre Beschäftigung, und hatte gleich beschlossen, uns zum Beßten zu haben. Eben gieng er zu meinem Manne, und erzählte ihm unsre Thorheit. Beyde verabredeten sich nun, uns die Lust, den Teufel zu beschwören, so zu vergällen, daß wir gewiß lebenslang daran denken müßten. Sie versteckten sich einige Stunden vorher hinter einen Kasten, der zu hinterst im Zimmer stund, und erwarteten unsre Ankunft. Das Gepolter mußte ein Gehilfe von ihnen machen, der im Keller die grossen Steine aufeinander warf. Sie glaubten durch diese Vorbothen ihrer Erscheinung uns so zu schrecken, daß wir davon laufen würden; aber unsre Beharrlichkeit brachte sie noch mehr wider uns auf.

Dieser Vorfall hatte die Wirkung auf mich, daß ich in zwey Jahren nicht mehr daran dachte, aus der Hölle ein Geld heraufzuschwärzen. Endlich unterlag ich einer neuen Versuchung. Diese nämliche Nachbarin kam eines Tages wieder zu mir, und erzählte, daß sie gehört habe, daß eine gewiße Frau N., die in den elendesten Umständen schmachtete, zu grossem Reichthum gelangt sey. Fünf Männer waren bey dem Akt, und bezeugten, daß sie es selbst gesehen haben, wie der Teufel den Sack mit Geld in den Kreis stellte. — Ich sah und sprach diese Männer selbst; und sie betheuerten mir das nämliche. Allein alles war Erdichtung. Es ist entsetzlich, wie weit es Betrüger dieser Art in der Kunst bringen, leichtgläubige Leute in ihr Netz zu ziehen. Es war eine ganze Gesellschaft — oder vielmehr — Bande, die allerley Sagen unter dem Volke verbreitete. Mühsam ließen sie sich suchen, und nur unter den schweresten Bedingnißen zu diesem Werke bereden. Ich weiß sogar eine Mutter, die einem solchen Bösewicht ihre eigene Tochter zuspielte, um nur reich zu werden. Ich mußte einem solchen Kerl vierzehn Tage nacheinander täglich einen halben Gulden geben, und eine Maaß Wein zahlen, weil er vorgab, durch ein gewisses Gebeth,

das er alle Abend auf dem Boden sitzend, ohne den Tag hindurch etwas Warmes gegeßen zu haben, bethen müße, worauf er erst geschickt würde, die große Beschwörung anzufangen. Zwölf Tage vergiengen; und am 13ten wurde mir gesagt, daß mein Bodensitzer am Fieber krank liege. Ich besuchte ihn, und fand ihn im Bette; aber nach ein Paar Tagen wurde er mir ganz unsichtbar. So ergiebt sich bey diesen Betrügern allzeit eine Hinderniß, wenn die Stunde zur Probe schlägt. Entweder fehlt noch eine Zugehör; oder man hat die Konstellation nicht genau beobachtet; oder es ist eine Person mit intereßirt, die bey den Geistern in Ungnade steht. Ich versplitterte in kurzer Zeit alles, was ich hatte, verkaufte und versetzte; und da nichts mehr übrig war, grif ich das Zoll-Geld meines Mannes an. Dieses wurd kund — und mein Mann verlohr den Dienst. Ausgestandene Leiden, Verdruß, Alter, und nun dieser letzte Streich raubten ihm auch das Leben. Er starb arm und elend, und hinterließ mich dem Schicksale, das ich mir selbst durch meine Thorheit bereitete. O möchte ich vor meinem Tode noch so glücklich seyn, durch meine Geschichte auch nur einen Menschen von dieser Thorheit geheilt zu sehen; so würde ich wirklich glauben, einen Schatz gefunden zu haben! —

Von den Wechselbälgen.

Wer die lächerlichste und zugleich alle gesunde Vernunft empörende Meynungen, die je das Vorurtheil, und der Aberglaube erzeugen konnte, lesen will, der durchblättere die Werke des Del Rio über Hexerey, Unholden und Druden. Die widersinnigsten Meynungen von den daemonibus incubis et succubis, oder Teufeln und Teufelinen, brachten die Vorurtheile der Existenz der Wächselbälge hervor. Jedes übelgestaltete Kind, oder eines, das mit der sogenannten englischen Krankheit behaftet war, war immer der Gefahr ausgesetzt, für einen Wechselbalg angesehen und verbrennt zu werden. D. Frank in seiner medicinischen Policey bemerkt, daß Sprenger die Wechselbälge in drey Klassen theilte. Die erste bestand aus Kindern, welche immer schreien, und mager bleiben, wenn auch soviel Milch vorhanden wäre, als drey Säugammen geben könnten. Die zweite begriff solche Kinder, welche von einem diabolo incubo, oder männlichen Teufel, oder einem diabolo succubo, oder weiblichen Teufel erzeugt und zur Welt ge-

bracht worden sind. Die dritte Klasse, wo die kleinen Geschöpfe zwar Kindern gleich sehen, aber in der That wirkliche Teufel sind, welche gar mit ihren Säugammen (welches doch gewiß artig genug seyn muß) zu thun haben, wie im malleo maleficarum (Hexenhammer) zu ersehen ist. P. II. c. 2. p. 7.

Der Vernünftige kann hieraus leicht schließen, wie viele unschuldige Personen das Opfer dieses lächerlichen Vorurtheils waren. Ein Weib, das das Unglück hatte, mit einem krüppelhaften Kind entbunden zu werden, war immer der Gefahr ausgesetzt, für eine Hexe angesehn zu werden, indem der Wechselbalg den Beweis machte, daß sie mit einem diabolo incubo müsse zu thun gehabt haben. Die Proben, die man anwendete, um solche Wechselbälge zu erkennen, waren noch widersinniger, als das Vorurtheil selbst. Anstatt zu Heilungsmitteln und vernünftigen Ärzten seine Zuflucht zu nehmen, hielt man sich an abergläubische Mittel, und alte Weiber; machte Räucherungen und Salben, manchmal gar von narkotischen Kräutern, wodurch die armen Kinder öfter in Convulsionen fielen; und beurtheilte dadurch die quaestionem status, ob das Kind ein Wechselbalg sey oder nicht?

Wer wird die Menge der Menschen berechnen, die auf eine solche Art Tod und Verderben gefunden haben? Und doch durfte es die heilige Philosophie nicht wagen, den Menschen auf gesündere Begriffe zu führen, ohne sich selbst der Gefahr auszusetzen, verbrennt zu werden.

Der berühmte Jesuit, Fridrich Spe, der 1631 cautionem criminalem de processibus contra sagas herausgab, sah die Sache zur Ehre des menschlichen Verstandes von einem ganz andern Gesichtspunkte an. Er getraute sich nicht, seinem Buche den Namen beyzusetzen. Die Beyspiele, schrieb er, schrecken mich ab, indem die meisten Menschen, die nach gesunder Vernunft die Sache beurtheilen, selbst als Hexenmeister angesehen werden. „Will ein Fürst, fährt er fort, mir vor böser „Leute Zungen Sicherheit versprechen, so will ich „ihm ein noch unbekanntes Mittel eröffnen, wo„mit er sich überzeugen kann, daß bey dem gewöhn„lichen Verfahren mit denen der Hexerey beschuldig„ten Personen die Unschuld unmöglich wisse der Ver„folgung auszuweichen.“

Dieser menschenfreundliche Mann sprach der Philosophie und der Vernunft das Wort; aber seine Stimme drang zu den Ohren weniger Menschen.

Inkantationen, Beschreyungen, Hexenbannungen.

Die Beschreyungen und Inkantationen leiten sich noch von dem Heydenthume her. Die alten Weiber, oder sogenannten Hexen, die manchmal verschiedene Kenntnisse vergiftender Kräuter hatten, gruben diese zu gewissen Zeiten und Stunden mit Verwünschungen aus; schadeten dadurch manchem Menschen, und legten die Kraft, die in dem wirkenden Gifte war, ihren Beschreyungen bey. Vorzüglich weiß man, daß die Hexen vielmehr Vergifterinnen waren, und durch sanftes Streicheln, Loben und Anhauchen allerley Krankheiten den Kindern verursachten. Allein der Grund lag in verschiedenen Salben, die aus giftigen Kräutern gekocht waren, und die sie manchmal den Kindern anstrichen. Was den Schaden verschlimmerte, war das Vorurtheil, daß man Beschreyungen wieder mit Beschreyungen heilen wollte. Statt die Ursache des Uebels vernünftig zu untersuchen, nahm man zu abentheuerlichen Reimen und Sprüchen seine Zuflucht, schrieb unverständliche Worte oder ganze

Segenswünsche auf Zetteln, und gab sie dem Kranken, der vielmehr einer Arzeney bedürftig war, zu verschlucken. Eben diese Heilart rührt auch noch von dem Heidenthume her. Man weiß, daß man die Kohlen vom Opferheerde des Apollo stieß, und den Weibern zur Entbindung gab — und Amulete bey sich trug, die mit Erde aus dem Tempel der Cybele gefüllt waren. Man verkaufte auch Joviszettelchen und Venusgürteln. Als der heilige Paulus nach Ephes kam, wurde er von den Krämmern verklagt, die in dem Tempel der Diana Abbildungen der Göttin, und Amulete für Krankheiten verkauften, weil er dem Volke das Vorurtheil solcher Dinge nehmen wollte — und also diese Waare überflüßig wurde.

Liebesgetränke, Nestelknüpfen.

Die Meynung von der Hexerey ließ nichts unversucht. Sie glaubte durch Beschwörungen — Liebe, Haß, und Entmannung hervorzubringen. — Allein der Grund lag nie in der Hexerey, sondern immer in der Kenntniß verborgener Wirkungen der Natur. Traurig aber sind die Bey-

spiele, die manchmal die Folgen der Unwissenheit und der wenigen Kenntnisse der natürlichen Kräfte waren. Es wurden Liebesgetränke gemacht; und statt Liebe — Wahnsinn und Raserey, und manchmal Wuth erzeugt. Eben so ergieng es mit Entmannung, die meistentheils ihren Grund in beygebrachten Kräuter-Getränken oder in der Einbildung hatte. Der berühmte Arzt Frank erzählt in seiner medicinischen Polizey eine Entmannungs-Geschichte, die bloß nur in der Einbildung bestund, und die auch einzig nur durch Veränderung der Einbildungskraft geheilt wurde.

Wie mehr der Mensch Physiker wird, je mehr geht er von Teufeleyen zur Kenntniß der Natur über.

Charletane und Quacksalber.

Unter die Betrüger von feinerer Art gehören auch die Charletane und Quacksalber, die mit ihrer Universalmedizin Zauberkuren hervorbringen. Sie zeigen dem unwissenden Pöbel Balsame und Essenzen, die im Augenblick die gefährlichsten Wunden kuriren, und machen an Hühnern die Probe, da sie denselben eine Ahle durch den Kopf stechen, und

Balsam in die Wunde gießen, worauf nach einigen Augenblicken das Huhn wieder unverletzt herumlauft. Allein das ganze Geheimniß des Zauberwerks besteht in dem Knochenbau des Huhns, der so gestaltet ist, daß man in der Mitte, ohne das Gehirn zu verletzen, eine Ahle durchstechen kann. Eben so verhält es sich auch mit ihren Giftmedizinen. Sie trinken ehevor eine Menge Oehl, oder essen Butter, und nehmen dann unbeschädigt eine Dosin Gift darauf. Die Wirkungen des Fettes, das die Gifttheile entkräftet, eignen sie dann ihren Giftessenzen zu; und der leichtgläubige Pöbel wird zum höchsten Nachtheil seiner Gesundheit, und manchmal seines Lebens betrogen, da er Arzeneien kauft, die zuletzt ohne Wirkung sind.

Ueber
Ursprung und Fortgang
der Hexerey.

Da ich über Aberglauben und Irrwahn schreibe, so finde ich es nothwendig, dem Gedanke über Ursprung und Fortgang der Hexerey ei-

nen vorzüglichen Platz in diesen Blättern einzuräumen. Die Quelle alles Aberglaubens liegt fern in der Vorzeit vieler Jahrtausende — in der Kindheit des Menschengeschlechts: — was Wunder dann, daß diese Quelle zu einem so fürchterlichen Strome anwuchs, der verheerend sich über die schönsten Ebnen verbreitete? — Wenige, oder fast gar keine Ausbildung des Verstandes, gänzlicher Mangel an Kenntnissen von der Natur machten nothwendig, daß die ersten Völker der Erde, da sie aus dem Stande der Wildheit in den Stand der Barbarey übertraten, von den Kräften der Natur — wirkenden und zerstörenden; von ihren Erscheinungen — angenehmen und fürchterlichen — sich die widersinnigsten Begriffe machen mußten. So entstund zuerst der Begriff von zweyen Urwesen — einem guten und einem bösen, — wovon eines das Wohl, das andere das Uebel der Menschen zu bewirken sich bestrebt, und beyde also immer sich entgegen sind: und in diesem ersten Irrwahne liegt der Grund alles Aberglaubens von Zauberey.

„Die Geschichte aller Völker lehrt, daß, so wie die ersten Lebensjahre des Menschen diejenigen sind, in welchen er alles Wahre oder Unwahre ohne

weitere Untersuchung für lauter Gewißheiten aufnimmt: eben so alle Nationen in ihrer Kindheit den tollesten Mährchen den zuversichtlichsten Glauben beymessen; und daß, je nachdem ein Volk länger in diesem Zustande der Kindheit herumtäumelt, um so viel länger auch die Täuschung währe, in welcher es einer bessern Aufklärung entgegen wachsen muß. Der rohe Mensch ist keiner Sache empfangbarer, als der Vorurtheile: denn die Unwissenheit in allen Dingen ist das Vehikulum, in welchem jede närrische Erzählung begierig verschlungen wird: und das Kind, welches sich von seiner Wartfrau einmal soweit vorbereitet sieht, daß es sich nicht mehr vor seine Hausthüre wagt, sobald es finster wird, horcht weit begieriger auf den Ausgang der schreckbaren Gespenster-Erscheinung, als auf jeden andern, der ihm seinen Wahn entreissen wollte."

„Bey noch ganz ungeschliffenen Völkern, die, wenn sie heute von einem Unglücke überfallen werden, dessen Ursache in nichts weiter aufsuchen, als was ohngefähr in der nemlichen Woche um sie herum geschehen seyn mag, ... ist der Einfall, daß allem Unheile unter den Menschen ein schaden-

frohes, mächtiges, unsichtbares Wesen zum Grunde liege, so unerwartet nicht. *)

Die meisten geben für den Urheber der Magie den Zoroaster an; aber es ist sicherer zu glauben, daß es nicht ein einzeler war, dem man den Ursprung der Zauberey zuschreiben muß. Ganz gewiß ist es, daß dieß Ganze von Zauberey nach und nach entstanden ist, wie ein Sandhügel entsteht, den der Wind zusammentreibt. Man forsche der Menschengeschichte bis auf ihre ältesten Spuren nach, und man wird finden, daß jedes Volk Begriffe von Zauberey hatte; und diese liegen unmittelbar in dem ersten falschen Begriffe zweyer Urwesen. Es liegt so ganz in der Natur des rohen, ungebildeten Menschen, der die verschiedenen Naturereignisse und Kräfte nicht zu einem Zwecke zusammzureimen weiß, daß er das ihm Behaglische — also für ihn Gute — von einem guten, wohlthätigen Wesen — Ormuzd; und das Unbehagliche — für ihn Böse — von einem bösen, mißgünstigen Wesen — Ariman — erwartet.

*) Johann Peter Franks System einer vollständigen medicinischen Polizey. 4. Band. S. 523. Mannheim bey Schwann. 1788.

„Es war sehr natürlich, daß bey solch einem Religionssysteme der Schrecken von diesem bösartigen Wesen das Zutrauen auf die Kräfte des wohlthätigen, nur schwach erkannten Gottes um sehr Vieles verminderte, um so viel nämlich, als die Summe der Unglückseligkeiten auf der Erde bey einer bis über die Ohren in Vorurtheile versenkten, und für die Werke des Schöpfers aller Empfindung beraubten Nation die Anzahl der ihr zu Theil gewordenen Wohlthaten überwieget.

Daher hat der blutrüstige Götze in allen Welttheilen eine ungleich stärkere Anzahl von Anbethern, als der Gott des Friedens, und des Wohlwollens zu den Menschen; und nicht ein Drittheil von den Opfern, die von diesen der Gottheit dargebracht werden, sind ein Werk der Dankbarkeit; alle übrigen sind erpreßte Geschenke, wodurch wir uns von allen den Uebeln, die wir über uns verhängt glauben, loszukaufen denken: und das erste Gebeth der mehresten Urvölker zu der kaum anerkannten Gottheit mag wohl überhaupt jenem vollkommen gleich gewesen seyn, das noch unter den theleutischen Tatarn jeden Morgen mit gegen die Sonne gewandtem

Angesichte sehr andächtig hergesaget wird: "Schlag mich nicht tode! *)

Die Barden und Alrunen der Deutschen, die Druiden der Gallier, die Bramanen der Inder, die Vogeldeuter, Eingeweidseher rc. rc. der Römer leiteten Irrwahn und Vorurtheil von Jahrhundert zu Jahrhundert; und die ersten, die über manches Wunder der Natur Aufklärung erhielten, waren meist so treulos gegen die Menschheit, daß sie diese nicht nur nicht darüber belehrten, sondern ihr Geheimniß sogar gegen dieselbe mißbrauchten, um Absichten des Eigennutzes und des Stolzes durchzusetzen. Sie wollten sich bey dem unwissenden Volke in Ansehn erhalten, und Gewinn davon ziehen. Ihr Wunsch war, hienieden als Götter zu leben, und dort einst als Götter angebethet zu werden. Daher wurden sie nachmals in die Nothwendigkeit versetzt, mehr zu scheinen, als sie waren, damit sie sich auf dem Throne des Despotismus über die unwissenden Völker erhielten; und der Befriedigung ihrer Leidenschaften lag also daran, die dicke Nebeldecke von Vorurtheilen nie aufzuheben: denn die helle Sonne würde

*) Ebendaselbst S. 524.

dem starrenden Auge des betrogenen Menschen nur Heuchler und Betrüger entdeckt haben.

Die Wahrheit dessen bestättiget sich noch heut zu Tage durch die Völkerkunde. Wie ungebildeter, wie roher ein Volk ist, desto mehr trift man Vorurtheile an, desto mehr hört man vom Uebernatürlichen, von Zaubereyen reden. — Man nehme z. E. nur die Lappländer, die theleutischen Tatarn, wo jeder, der zum Kam (Priester) geordnet wird, sogleich hexen kann. Er kann weder lesen, noch schreiben; hat nicht die geringsten Kenntniße; und die Merkmaale, wodurch er zu diesem Amte für tüchtig erkannt wird, bestehen in Verstellungen des Leibes, in konvulsivischen Bewegungen und Verzerrungen des Gesichts, wie es die Priesterinnen zu Delphos zu machen pflegten. Bey den Kalmucken kommen noch heut zu Tage alle unglückliche Begebenheiten von übelthätigen Luftgeistern her, welche aber der Kraft gewisser tangutischen Gebethe und Exorcismen unterworfen sind, und weichen müssen.

Die Leidenschaften, denen der Mensch alles aufopfert, waren es auch, um derentwillen man zur Hölle seine Zuflucht nahm. Einige kapitulirten mit dem Teufel, um Reichthum zu erlangen;

andere, um nach Wunsch den Wohllüsten zu fröhnen; wieder andere, um Stärke und Uebermacht im Raufen zu haben; und noch andere, um in diesem oder jenem Falle ihrem Stolz Genüge zu leisten. Bald waren es so kleine unbedeutende Wünsche, um derentwillen man sich hingab, daß es kaum Mühe und Zeit lohnte, die Kapitulationspunkte aufzusetzen. So liest man wenigstens in den vielen und schönen Legenden alter Zauber- und Teufels-Histörchen. Rohheit und Unwissenheit der Menschen machten beynahe jeden grossen Mann, jedes grosse Genie, eines Bundes mit der Hölle verdächtig. Viele Künstler, Naturforscher, Generale, und selbst fromme würdige Geistliche wurden der Zauberey beschuldigt.

Ich sehe nicht ein, wie es möglich ist, sagte der Unverstand; und weil ich es nicht einsehe, so ist es auch natürlicher Weise nicht möglich: also ist es Teufelskunst.

Die wichtigsten Kunststücke, die Beelzebub seine Schüler und Schülerinnen lehrte, waren Wettermachen; auf einem Besen durch die Luft reiten; augenblicklich in die Keller fahren, und sich dort des Reichen guten Wein schmecken lassen; Zaubersalben, Liebesgetränke, und Vergiftungen verfer-

tigen, und zu Nacht die Leute im Schlafe drücken (allein, dieses Vergnügen behielt er sich öfters für seine eigene Person vor) Menschen und Vieh beschreien, verunglücken und tödten.

Nicht alle Hexen konnten gleichviel. Eine war der andern überlegen; und es gab Zauberer, die die Hexen selbst wieder behexten. Diese riesen eine Legion Teufel aus der Hölle, so oft es ihnen beliebte; auf ihren Befehl erschienen die Seelen der Verstorbenen; sie erhoben verborgene und von Gespenstern bewachte Schätze; konnten die Leute bannen, daß sie nicht mehr von der Stelle kamen; einem eine Kugel vor den Kopf schießen, der etwelche hundert Meilen von ihnen entfernet war — und dergleichen Künste waren ihnen der Menge nach so geläufig wie Kinderspiele.

Nichts leichter war, als daß Hexen und Zauberer die seltsamsten Krankheiten mit sonst unwirksamen oder unschädlichen Mitteln verursachten. — Besonders glückte es ihnen gern bey Kindern. In dem Gastmahl des Plutarchs heißt es: Wir kennen Menschen, die durch den A n b l i c k Kindern grossen Schaden thun, und diejenigen besonders angreifen, die s c h w ä c h l i c h, und zu F l ü s s e n geneigt sind. Weniger leiden

diejenige von ihnen, welche einen starken und festen Körper haben.

Wer sich selbst lobte, oder von andern sehr gelobet wurde, war dieser Bezauberung besonders unterworfen. — Plinius sagt: es gebe in Afrika ganze Familien von Zauberern, die durch blosses Loben alles zerstöret, Bäume ausgetrocknet, und Kinder getödtet hätten. Daher der Beysatz, wenn man ein Kind oder Hausthier lobt: Gott behütt' es!

Die Weiber, die Ammen, und die Mägde, sagt Chrysostomus, tunken ihre Finger in eine Art von Schlam, der sich in Bädern zu Boden gesetzet hat; hierauf drücken sie jene auf die Stirne des Kindes, damit sie, wie sie es nennen, das böse Aug des Neiders von ihm entfernen. Bey den Römern hängte man den Kindern gewisse Amulete um, welche die Gestalt eines Priaps hatten. Und diese in unsern Augen wenig auferbauliche Figur hatte in jenen der Römer so wenig Anstössiges, daß sogar die vestalische Jungfrauen diesem Gott Fascinus opferten. Thomas Bartholinus hat uns davon eine Abzeichnung geliefert. Die, welche vor ihm Pignorius bekannt gemacht hatte, stellet nur eine

geschlossene Hand vor, deren Daume zwischen dem Zeige- und Mittelfinger vorgestreckt wird. Delrio und andere versicherten, daß der Gebrauch solcher geschlossenen Hände noch in Spanien gebräuchlich wäre, und von Silber oder Elfenbein verfertiget, den Kindern um den Hals gehängt würden. Wo dann die spanischen Weiber diejenigen, von denen sie ihre Kinder beschrien zu sehen fürchten, diese geschlossene Hand zu berühren nöthigen. *)

Außer dem hatten sie noch ihre Freude daran, wenn sie alte Nägel, Glasstücke, Scherben, Haare, lebendige Thiere, besonders Kröten, Eidexen, und dergleichen Eckel erweckende Geschöpfe in den Leib ihnen gehässiger Personen hineinhexen konnten.

*) Auch in Deutschland werden diese geschlossene Hände noch viel den Kindern angehängt, von Weibsbildern bürgerlichen Standes an der Miederkette, und von Mannsbildern an den Uhrkettchen getragen. Sie sind meist von Steinbockhorn, Corallen, oder auch von Silber gearbeitet. Itzt scheinen sie nur mehr zur Zierde zu dienen, und ihren ursprünglichen Gebrauch verlohren zu haben; — doch sind sie sicherlich Ueberbleibsel von dem Aberglauben der alten Römer.

Darinn bestunden meist die Künste der Hexen und Zauberer höherer und niederer Gattung. — Aus den meisten Akten, die man liest, sieht man, daß sie sich gemeiniglich nur mit niedrigen Kunststückelchen abgaben. Man muß daher diese Hexen und Zauberer wohl von jenen unterscheiden, die man Magos nennt. Diese machen es mit dem Teufel gerade umgekehrt: sie haben ihn in ihrer Gewalt, und er ist ihr Sklave; sie lernen nichts von ihm, sondern alles aus der Cabbala, von welcher sie aber sehr unrichtige Begriffe haben. Sie sind im Verständnisse mit allen Elementargeistern, die ihnen zu Gebothe stehen, und denen sie manchmal in der Philosophie des Averroes Lehrstunde geben. Alles ist mit Geistern bewohnt: das Feuer mit Salamandern und Salamanderinnen; die Luft mit Sylphen und Sylphiden; die Erde mit Gnomen; das Wasser mit Tritonen und Wasser-Nixen, Najaden, Ondinen. Ueber alle diese Geschöpfe erstreckt sich die Herrschaft der Cabbalisten. Sie entsagen ganz der Gemeinschaft mit den Töchtern der Menschen, und werfen sich in die Arme einer Salamandrin oder Sylphide. Die Gnomiden sind so häßlich, daß sie selbst der eckelhaftesten Grönländerin noch nachste-

hen müssen. Diese Herren lesen im Buche des Schicksals die Bestimmung der Menschen und Länder; sehen also immer ein paar Jahrhunderte in die Zukunft voraus. Nach und nach entwöhnen sie sich alles Irrdischen — zuerst der Liebe und körperlichen Nahrung. Sie leben 20 und 30 Jahre, ohne zu essen, und dieses sehr leicht, indem sie sich nur eine gewisse Erde über den Bauch legen, wodurch sie weder Hunger, noch Durst empfinden. Es versteht sich von selbst, daß sie den Lapidem Philosophorum, und die sieben astralischen Steine besitzen, und aus jedem Klumpen Eisen oder Bley auf der Stelle Gold machen können. Durch die Kraft gewisser Talismane rufen sie die Geister, verwandeln Menschen in Steine, Thiere, und allerhand Gegenstände, wie es ihnen nur einfällt. Die Natur hat vor ihnen kein Geheimniß, die Schöpfung keinen Theil, den sie nicht vollkommen kennen: denn sie unterhalten sich bald mit einem Einwohner des Syrius; bald reden sie mit einem aus dem Jupiter; und von den astralischen Geistern erhalten sie ohne Mühe die geheimsten Nachrichten. Auch sind sie, wenn sie wollen, unsichtbar — und was ist auch leichter als das? — Man darf nur, sagte der

Comte de Gabalis, das Gegentheil vom Licht vor sich nehmen. *)

Wer sieht nicht leicht, daß alle diese Sagen meistens Kinder einer monströsen Einbildungskraft sind? — Aber wer sollte es denken, daß es noch heut zu Tag Leute giebt, die an der Existenz solcher Zauberer, wie allenfalls Padmanaba oder Caramussal, gar nicht zweifeln? Ein schwacher Kopf, und ein gutes Herz, nehmen jedes Märchen für baare Wahrheit an; und dieß ist immer der Fall bey Kindern — oft auch bey Erwachsenen, die als Kinder großgeworden sind.

Außer den obgemeldten Künsten muß ich noch einiger anderer Erwähnung thun. — So unerschöpflich die erfindertsche Einbildungskraft ist, so weit hat sie auch die Macht der Zauberey ausgedehnt.

Die Verwandlung eines Menschen in ein anderes dem Zauberer gefälliges Thier übertrift

*) Qu'elle ignorance (dit le Comte en riant et hauſſant les épaules) de ne ſçavoir pas, que pour étre inviſible il ne faut que mettre devant ſoi le contraire de la lumiere. *Comte de Gabalis, ou entretiens ſur les ſciences ſécretes.*

gewiß alle andere Künste. Apuleius erzählt in seinem goldenen Esel unter andern, wie die in Ratten und Mäuse verwandelten Hexen die nicht genug verwahrten Leichen verstümmelten, und ihren schlafenden Wächtern Ohren und Nasen hinwegzauberten. Schon zu Plinius Zeiten hatte man den Wahn des Wehrwolfes. — Nach Bodinus haben sich im Jahre 1542 anderthalb hundert Wehrwölfe in einem Haufen zu Konstantinopel sehen lassen, und haben da den Türken in Harnisch getrieben.

Alle Jahre, zu Ende des Christmonats — sagt die Chronik des Zauberreiches — treibet der Teufel mit einer eisernen Ruthe alle Zauberer an einen Ort zusammen. Dann waden sie durch einen Bach, und werden sogleich zu Wehrwölfen, worauf sie dann die Leute in Stücke zerreißen. Nach zwölf Tagen kehren sie zu diesem Bache wieder zurück, und werden wieder in Menschen verwandelt.

Noch sonderbarer ist die fürchterliche Macht, in die größte Entfernung, ohne alle Berührung, mit blossen Zeremonien, und durch die Kraft der Zauberworte, einer verhaßten Person zu einer gewissen Zeit eine Krankheit oder gar den Tod

zu verursachen. Schon in den ältesten Zeiten war diese Art, in die Ferne und ohne Aufsehn zu ermorden, oder auch wohl bloß zur Gegenliebe anzufeuern, bekannt.

In den Zeiten, wo nichts ohne Zauberey geschehen konnte, findet man auch eine Menge Schriftsteller, die sich in die Wette beeifern, ihre Leser mit den abentheuerlichsten Erzählungen zu unterhalten, denen so wenig Glaubwürdigkeit fehlt, als den Romanen und Lebensgeschichten des achtzehenten Jahrhunderts. Hector Beotius berichtet von dem schottischen König Duffus, daß, nachdem dieser lange ganz schlaflos lebte, in heftige Schweiße zerfloß, und alles Fleisch an seinem Körper schwinden gesehen, sich endlich gefunden habe, daß zwo Hexen sich auf einem Schlosse in Mähren damit beschäftigten, daß die eine das wächserne Bild des Duffus an einem hölzernen Bräter vor einem hellen Flammenfeuer herum drehte, die andere aber unter verschiedenen Gegensprüchen den königlichen Braten mit magischer Tunke träufte. So wie das Bild von der Hitze zerfloß, in eben dem Maße häuften sich die Schweiße des Königs; die Segensprüche hielten ihn inzwischen von allem Schlafe ab, und alles

Fleisch fiel nach und nach von seinen Knochen. Man entdeckte noch bey Zeiten das Bild sammt dem Bratenwender und der Brühe; diese wurden zernichtet, und, damit alles in gehöriger Ordnung abgethan würde, die beyden Zauberköchinnen selbst geröstet und verbrannt.

Es fehlte aber auch nicht an Gegenwirkungen, und an Leuten, die sich darauf verstunden, den Hexen und Zauberern ihr Werk zu vereiteln. Da diese selbst nicht miteinander einig waren, wie es unter den Menschen sehr gewöhnlich ist, so durfte man nur, wenn man sich behext fühlte — und das fühlt man sich allemal, wenn Unwissenheit keine natürliche Ursache des Uebels zu entdecken weiß, und das Vorurtheil lieber zur Zauberey, als zur vernünftigen Heilung seine Zuflucht nimmt — sich an einen Zauberer wenden. Er machte sich, gegen eine ansehnliche Belohnung, ein Vergnügen daraus, seinem Herrn Collegen, oder seiner Baase,*) einen losen Streich zu spielen.

*) Man nannte die Hexen gemeiniglich Baasen des Teufels und der Zauberer; daher noch das Schimpfwort Wetterbaasel!

Außer diesen, weil sie schwerer aufzufinden waren, behalf man sich mit herumziehenden Aerzten, dem klugen Rathe alter Weiber, Scharfrichter und Jäger. Fahrende Schüler verstunden es auch; aber sie waren so selten wie Zauberer, und fast von gleicher Macht. Aller Vermuthung nach war es ein Orden liederlicher Bursche. Sie gaben sich für Kandidaten der Hölle aus, mußten nach ihrer Schulregel immer etwas lumpigt aufziehen, hatten nichts zum Beßten, und durften kein stättiges Leben führen. Sie zogen überall herum, und lebten von keinem Erwerbe des Fleißes; ihr Einkommen bestund alles in dem, was sie hie und da von einfältigen Leuten erschnappten.

Des Jahrs hielten die Zauberer und Hexen mit den Einwohnern der Hölle einen, — und nach Angabe anderer Erzählungen, auch mehrere Kongresse, der Sabbat oder die Hexenfeier genannt, wo sie sich mit Tänzen, und allen erdenklichen Ausschweifungen der Wollust abgaben. Die Sage bestimmt zu diesen Festen folgende Nächte, als: die erste Maynacht, die St. Walburgisnacht, und die des heiligen Johannes des Täufers.

So gewiß die meisten Hexenhistörchen erdichtet, das Ausfahren der Hexen auf einer Ofengabel, oder auf dem Besenstiel, und die Erzählungen der auf einer solchen Fahrt genossenen Vergnügen das Werk der Phantasie sind, die durch die narkotische Salbe, womit sie sich beschmierten und einschläferten, gereizt wurde; so wenig können die wirklichen Zusammenkünfte der Hexen an gewissen entlegenen Orten geläugnet werden, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich zu Fuß nach dem Ort, wo Kongreß und Ball gehalten wurde, bemühen mußten: denn, wie selbst eine der Hexen aussagte, durften sie von der Zauber-Salbe — natürlich wegen ihres schädlichen Einflusses auf den Körper — nur selten Gebrauch machen. Die Spuren dieser Zusammenkünfte trefen wir schon in dem Götterdienste der Römer und Deutschen an. Bey diesen versammelte sich das weibliche Geschlecht bey Nachtzeit, der Diana — bey jenen, der Göttin Freia zu Ehren. Fromme Hirten der Kirche eiferten schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gegen diese Abgötterey, und den Aberglauben. Ich füge hier einen Auszug aus Schmidts Geschichte der Deut-

schen bey, die ein grosses Licht über diesen Gegenstand verbreitet.

In den Senden des Bischof Burkards heißt es: „Hast du die Ueberlieferungen der Heiden beobachtet, die sie bis auf den heutigen Tag von Vater zu Sohn gleichsam erblich fortpflanzen, das ist, daß du die Elementen verehrest, die Sonne, den Mond, oder den Lauf der Sterne, den Neumond oder die Mondsfinsterniß; daß du durch dein Geschrey oder Hilf glaubtest ihm das Licht wieder geben zu können, als wenn nämlich die Elemente dir, und du ihnen helfen könntest; oder hast du auf den Neumond gewartet, um ein Haus zu bauen, oder dich zu verheurathen?“

„Hast du den Neujahrstag beobachtet, so, daß du an diesem Tage mehr als sonst gethan hast, nämlich deinen Tisch mit Fackeln und Speisen bereitet hast, oder auf den Gassen und Strassen sangest oder tanztest, oder dich mit deinem Schwert umgürtetest, dich auf dein Dach setztest, um zu sehen, was dir in dem künftigen Jahr begegnen werde; oder hast du dich in eben der Absicht auf einem Scheideweg auf eine Ochsenhaut gesetzt; oder hast du in der Nacht Brod backen lassen, auf daß du, wenn es in die Höhe

gieng, dein Glück für selbiges Jahr daraus erkenntest? Weilen du deinen Herrn und Schöpfer verlassen hast, und dich zu den eitlen Götzen gewendet, sollst du zwey Jahr lang Buß thun."

„Bist du dabey gewesen, oder hast du mit eingestimmt mit den Eitelkeiten der Weiber bey ihrer Wollenweberey, daß sie glauben, durch Bezauberung das ganze Gewebe einer andern, Werft und Querfaden, so ineinander verwickeln zu können, daß er nicht anders als durch eine neue Bezauberung auseinander könne gebracht werden?"

„Bist du wegen des Gebeths an einen andern Ort gegangen, als in die Kirche, z. E. zu einem Brunnen, oder zu Steinen, Bäumen, oder auf Scheideweg? Hast du dort ein Licht angezündet, Brod oder sonst etwas als ein Opfer dahin gebracht, dort etwas gegessen, oder etwas verlangt, daß dir an Leib oder Seele nützlich seyn soll?"

„Hast du Bücher oder Psalter zum Wahrsagen aufgeschlagen?"

„Hast du geglaubt, oder Theil an jenem Unglauben gehabt, daß Leute vorgeben, sie können Ungewitter erregen, oder die Gemüther der Menschen verändern? Wenn du es geglaubt,

oder Theil daran gehabt hast, sollst du ein Jahr Buß thun.“

Nichts ist vernünftiger von dem Burkard, als daß er auch denen eine Buße auflegt, die dergleichen Dinge nur glauben.

„Hast du geglaubt, oder Theil an dem Unglauben gehabt, daß einige gottlose, von dem Teufel verblendete Weiber vorgeben, daß sie zur Nachtszeit mit der Göttinn Diana (in einer andern Frage heißt es, mit einem Haufen von Teufeln in Weibergestalt, die man Strieghol-den nennt) und einer unendlichen Menge von Weibern auf gewissen Thieren reiten, ihr als ihrer Frau gehorchen, und zu ihrem Dienst in andern Nächten gerufen werden? Und wenn nur diese allein in ihrem Unglauben zu Grunde giengen, und nicht noch andere in den Untergang zögen. Denn eine unzählige Menge, durch diese falsche Meynung verführt, glaubt ihren Vorgeben, und verirrt sich dadurch vom rechten Glauben, und fällt in die Irrthümer der Heiden, da sie etwas Göttliches außer dem wahren Gott glaubt. Der Teufel, der verschiedene Gestalten annimmt, bethört ihren Verstand durch Träume, in denen er ihnen bald angenehme, bald traurige Dinge,

bald diese, bald jene Person vorzeigt, und so glauben sie, diese Dinge giengen im Körper, nicht in der Seele vor." *)

„Hast du geglaubt, wie einige dafür halten, daß jene, die der Pöbel Parzen nennt, wirklich seyn oder seyn können, oder das thun können, was man von ihnen glaubt, das ist, wenn ein Mensch gebohren wird, daß sie ihn bestimmen können, zu was sie wollen, hauptsächlich, daß ein solcher Mensch sich in einen Wolf ver- verwandlen könne, wenn er wolle, welches man auf Deutsch Were Wolf nennt, oder eine andere Gestalt annehmen könne. — Hast du gethan, was mehere Weiber zu thun pflegen, daß sie zu gewissen Zeiten den Tisch mit Speis und Trank nebst dreyen Messern bereiten, damit, wenn jene drey

*) In dieser Frage, sagt Schmidt, liegt das ganze System, wie es Burkard, und die vernünftigen Leute seiner Zeit, von der Hexerey gehabt haben. Wie war es möglich (setzet Frank in seiner medicinischen Policey hinzu) daß einige Jahrhunderte später Leute, die wie dieser fromme, rechtschaffene Bischof sprachen, sich der Gefahr aussetzten, für ungläubig angesehen, und, wie sich's alsdann gebührt, lebendig und bey langsamem Feuer verbrannt zu werden.? — —

Schwestern, die man Parzen nennt, kommen, sie sich laben können?" xc. xc.

Gewiß ein Verdienst der christlichen Religion, daß sie sich diesem, den menschlichen Verstand so sehr entehrenden, Unsinn widersetzt hat.

Noch deutlichere Spuren von dem Urspunge dieses Sabbaths und der Hexen selbst trift man in dem Heidenthum der Deutschen an. Bey den meisten Völkern scheint das weibliche Geschlecht vorzüglich aufgelegt zu seyn, sich mit Dämonen abzugeben. Bey den alten Deutschen und Celten hatten die Weiber nicht viel mehr zu thun, als den Lauf des Mondes zu beobachten, Kräuter zu sammeln, und aus gewissen Ereignissen Zeichen hervorzuziehen, ob dieses oder jenes Unternehmen der Nation glücklich ablaufen würde? In dem Gaue stunden die bejahrten Weiber unter einem Overherr; in andern unter der Regierung einer ansehnlichen Ordensmeisterinn. Diese Weiber nannte man auch Alrunnen, oder solche, die von geheimen Dingen Kenntniß hatten, Hexen, das ist vorsichtige, weise Weiber. *) Vermittels Lieder bannten sie die Geister, ließen sie

*) A. Rieger inst. jurispr. eccl. P. IV. p. 276.

los, zwangen sie zur Eröfnung gewisser Geheimnisse, und verehrten unter sich die Freia, die Frau des Wodans, 2c. 2c. Auf den Bergen ward dieser Gottheit auf gewisse Nächte, insonderheit auf Wallburgisnacht, Menschen geopfert.

So hat sich noch vieles aus dem Heidenthum von schädlichen Mißbräuchen, Sagen, und lächerlichen Meynungen unter uns bis auf diese Zeit erhalten; und vielleicht das Märchen, das ein altes Mütterchen vor 2000 Jahren den Leuten vorerzählte, hat sich bis itzt fortgepflanzt, und unzähliche Thorheiten und Unglück verursacht. Es wurden zuweilen Menschen von den Celten zur Versöhnung des Dys auf Bergen geopfert; und dort schon trug man sich mit verschiedenen Sagen von Verwandlung der Mannspersonen in Wölfe — der Weiber in Eulen, Katzen u. d. gl. und noch im achtzehnten Jahrhundert giebt es Leute, die diese Sage der grauen Vorzeit glauben, und noch Wehrwölfe sehen wollen.

Unsere Nachkommen werden vielleicht nicht so sehr über das Abentheuerliche der Hexerey und der Sagen, die davon unter dem Volke im Schwunge waren, erstaunen, als über die Möglichkeit, wie sich dieser Unsinn so lang unter Menschen in sei-

nem Ansehn erhalten konnte: allein wenn man in die Zeiten zurückgeht, wo man die sanften, liebevollen Lehren Christi, die vernünftigen Gründe und Ermahnungen frommer Bischöfe, wie eines Burkards, vergaß, und, den Kopf voll Wortgrübeley, das Herz gallekochend, anfieng, mit Feuer und Schwert die Menschen über irrige Meynungen zu belehren, wundert man sich nicht mehr über die Fortpflanzung des Aberglaubens, und starrt mit thränendem Auge die leidende Menschheit an. Der Genius der Zeiten war einmal so; die Köpfe waren von Hexerey voll; die nützlichsten Wissenschaften lagen noch in der Wiege, oder man kannte sie gar nicht; das System war einmal da, und nun mußte es Hexen und Zauberer aller Orten geben, um seinen Witz daran zu reiben, schöne, grundgelehrte Parere darüber abzugeben, und sie endlich verbrennen zu sehen.

Ich will aber dadurch keineswegs die Existenz der Hexen absprechen, oder die, die es wirklich gab, entschuldigen — diese machten sich durch die abscheulichsten Verbrechen allerdings ihres Daseyns unwürdig; aber ich wünschte, daß man sie dafür ansehen möchte, was sie wirklich waren — Giftmischerinnen, in Laster aller Art ver-

sunkne Menschen. Man weiß ja, daß sie verschiedene Geheimniße besassen, durch Salben, Pulver, Getränke ꝛc. die Leute krank, krüppelhaft, wahnsinnig zu machen, sie zu vergiften und zu tödten; daß sie wirklich aus Bosheit Vieh und Leuten schadeten, und in viehischer Wollust ausschweiften: alles dieses ist richtig; aber dazu bedurften sie keiner übernatürlichen Macht. Doch diesen Gedanken durfte man in diesen finstern Zeiten nicht wagen; die Eitelkeit der Menschen wollte die natürlichen Kräfte schon ganz ermessen haben; und wie weniger man mit diesen bekannt war, desto mehr blieb also Raum für die übernatürlichen.

Die Art, wie man in der Untersuchung gegen die Hexen verfuhr, beschleunigte die Fortschritte des Aberglaubens. Ich weiß nicht, soll ich aus dieser Art mehr Mangel an Beurtheilung, oder Grausamkeit des Herzens schließen? vorausgesetzt, wie wir wissen, daß dieses Hirngespinnst alle Köpfe eingenommen hatte, und also nichts leichter war, als einen der Zauberey verdächtig zu machen; daß es immer boshafte Menschen giebt, die, wenn sie ihrem Nächsten auf keine andere Art beykommen können, zur Verläumdung ihre Zuflucht nehmen

und ihm Verbrechen andichten, weil er keine hat. Nun durfte man nur künstlich in seinen Arbeiten, glücklich in Unternehmungen, überlegen an körperlichen Fähigkeiten seyn; und der Neider fand es sehr wahrscheinlich, daß dies nicht natürlich zugehen könne. Alte Mütterchen waren ohnehin dieses Verdachts niemal sicher, weil — sie alt waren. Nun kam es auf Untersuchung an. Sobald es hieß: dieser oder jene ist der Zauberey wegen in Verhaft genommen worden, so fiel schon zum voraus aller Haß und alle Verwünschungen auf ihn. Das Vorurtheil stellte dem Richter den Unglücklichen von der hassenswürdigsten Seite dar, empörte sein Herz dagegen, und nahm den Geist dawider ein. Er dachte itzt immer auf die gottlose Hexe oder den Zauberer, und bereitete sich darauf vor, daß er ihm ja nicht entkommen kann: denn es lag der Ehre des Richters daran, seinen Inquisiten, mit allen Thaten der Hexereyen ausgerüstet, zum Holzstoß zu führen. — Ist der Unglückliche nicht schon bald zum Scheiterhaufen qualifizirt? — Wie leicht aber dieses geschehen konnte, beweisen viele der Hexenakten, die ich las, und fand, daß manche wegen einem Verbrechen, oder nur wegen müßigen Herumziehen eingefangen wur-

den. So lang es bey dem blieb, gieng der Richter immer den ordentlichen Weg, mit sehr viel Klugheit und Vorsicht; aber kaum kam er auf den Punkt der Hexerey, so schweifte er aus, und sein Steckenpferd war los. Mancher, der wegen liederlicher Streiche ins Zuchthaus gehört hätte, oder als ein müßiger Bettler zur Arbeit wäre anzuweisen gewesen, wurde als ein Hexenmeister verbrennt. Wie leicht die Verläumdung war, beweist sich aus diesem Satze, den Goehaussen öffentlich behauptete. „Es wird, sagt er, „einem verständigen Richter von den Rechten „erlaubt, indem man auf das Zauberey-Laster „nicht allein wegen grösserer Ehre Gottes, und „der beschuldigten Seelen Nutzen wegen inquirirt, „im Fall sich keine Ankläger einer verdächtigen „Person angeben; daß er dennoch kann auf solche „specialem inquisitionem informationis nehmen, und procediren, wenn ein öffentliches Geschrey oder Berüchtigung des gemeinen Pöbels „zugegen ist.“

Nun läßt sich zwar leicht auf die Art der Untersuchung schließen, und es fällt jedem bald ein, daß sie für den unglücklichen Inquisiten nicht günstig seyn konnte; — aber so, wie sie war, so

vorurtheilvoll, leidenschaftlich, und meist ohne alles gesunde Urtheil, kann sichs Niemand vorstellen. Der Unglückliche wurde vorzüglich darum befragt, ob er keine teuflische Zeichen an sich habe? Fanden sich Narben oder Verunstaltungen an der Haut, so war es schon weit im Beweise gegen ihn gekommen. Die Gelehrten selber Zeiten waren vollkommen darüber einig, daß alle, die mit dem Teufel im Bunde stünden, von ihm der Unterscheidung wegen mit seinem Pettschaft in gewissen Narben oder Stigmaten, als wenn es mit Haasenpfotten gekrazt wäre, bezeichnet würden. Scharfrichter und einsichtsvolle Aerzte dieser trüben Jahrhunderte haben dieses geheime Ordenszeichen als ein untrügliches Merkmaal der Zauberey entdeckt, und dadurch manchen auf den Scheiterhaufen geliefert, der höchstens nur ins Tollhaus gehört hätte. Das Kennzeichen dieser Stigmaten, das sich von Muttermaalen oder andern Flecken unterschied, war, daß da kein Tropfen Blut zirkulirte, und keine Nerve Empfindung gab. Ein sicheres Dilemma machte jede Unglückliche zum Scheitterhaufen qualifizirt: schrie sie vor Schmerz, so fingirte sie dolorem; verbiß sie den Schmerz, so hatte man, was man

suchte — denn nun war sie an diesem Theile unempfindlich. Allein man darf nicht glauben, daß die Richter nicht besorgt waren, die Unschuld zu erfahren; da es aber eine so schwere und heickle Sache war, so überließ man dieß, um desto sicherer und eigner Mühe enthoben zu seyn, dem Ausspruch des Himmels. Man bediente sich in ältern Zeiten der Wasserproben. Die angebliche Hexe wurde an Händ und Füssen gebunden, und so ins Wasser geworfen. Sank sie unter, war es ein Zeichen ihrer Unschuld; schwamm sie ober dem Wasser, so blieb kein Zweifel mehr, daß es nicht eine Hexe sey. Wie zuverläßig diese Probe war, läßt sich von selbst denken, wenn man weiß, daß es gewisse Menschen giebt, die specifik leichter sind als das Wasser; daß, wenn die Person auf dem Rücken ins Wasser fiel, eher schwamm als untersank, und so andere Nebenumstände mehr geben konnte, die bald das Schwimmen, bald das Untersinken bewirken. Allein der Richter war itzt seiner Sache gewiß, und nach der damaligen Einrichtung mußte es ihm ja mehr um die Erhärtung des Verbrechens, als um den Beweis der Unschuld zu thun seyn, da so wohl seiner Ehre als seinem Eigennutze daran lag, daß die

beschuldigte Person verbrennt werde: denn nicht nur, daß man einen für dumm oder nachläßig hielt, wenn er nicht strenge genug in der Untersuchung war, sondern selbst seine häuslichen Umstände spornten ihn dazu an. In einigen Gegenden hatten die Inquisitoren keinen andern Gehalt, als auf jeden Kopf einer Hexe, z. B. vier bis fünf Thaler: da war nun nicht lange zu spassen, wenn man als ein wahrer Inquisitor ehrlich leben wollte; und man mußte darauf bedacht seyn, sich in seiner Jugend ein Vermögen zu erbrennen, daß man im Alter davon leben konnte!

Schrecklich sind die Quaalen, die diese Unglücklichen in ihren Gefängnißen ausstehen mußten; sie empören das Herz, und erpressen uns Thränen des Mitleids für den schwärzesten, verabscheuungswürdigsten Giftmischer.

Ein fünfzigjähriges Weib wurde von einer Besessenen für eine Hexe angegeben; und da sie nichts einbekennen wollte, goß man ihr siedendes Fett über den Leib; und weil sie immer in negativis verharrte, sagte Charondae: so drehte ihr der Teufel im Kerker den

Hals um. So sagte man nemlich, wenn die Unglücklichen vor Schmerzen im Kerker starben. Hatte der Schmerz die Quelle der Thränen verstopft, so war es richtig, daß es eine Hexe sey, denn die Doktoren nahmen es als eine ausgemachte Sache an, daß wirkliche Hexen zwar seufzen und weheklagen, aber nicht weinen, das ist, Zähren vergießen könnten. Eine konvulsivische Verzerrung der Gesichtsmuskeln wurde für ein teuflisches Lachen angesehen. Der Schlaf — die Folge der höchsten Entkräftung, und also vielmehr eine Ohnmacht — war das Werk des Teufels, wie Verstummen daher rühren mußte, daß der Satan den Armen das Maul zuhielt. Doch genug hievon! Ich will das Herz fühlender Leser nicht mit schauderlichen Erzählungen dieser Grausamkeiten beleidigen, ihnen nicht Gemälde zeigen, wo sie nicht Thaten von Menschen, sondern von Würgern erblicken würden, die grausamer sind als der Caraibe und der Irokese.

Lange dauerte dieses Unwesen — eine Ewigkeit für die leidende Menschheit. Noch im 16ten Jahrhunderte war das judicium aquae frigidae in Deutschland üblich, und noch vor 70 oder 80

Jahren sah man Scheiterhaufen lodern, worauf die Opfer des Vorurtheils brannten.

Joannes de Ponzinibus, ein Rechtsgelehrter, zog zuerst zu Anfang des 16ten Jahrhunderts die Wirklichkeit eines mit dem Teufel gemachten Bündes in Zweifel. Noch von grössern Gewichte mußte das öffentliche Bekenntniß des in seinem Leben ganz den Zauberkünsten ergebnen Heinrich Kornelius Agrippa für die verscheuchte Wahrheit seyn, welcher zu Ehren dieser berühmte Mann noch vor seinem i. J. 1535 erfolgten Tode laut bekannte, daß an der so berüchtigten Kunst gar nichts, und das Ganze davon, lauter Betrug sey. Ihm folgte sein Schüler, Joannes Wierus, der noch bey Lebzeiten öffentlich dem Aberglauben den Krieg ankündigte. Aber alles fiel sogleich über den wohlthätigen Mann her; und da man ihm durch Gründe nichts anhaben konnte, so behalf man sich mit der frommen Verläumdung: daß der Schüler eines Erzzauberers, der sich der überall so verschrieenen Unholden so feurig annahm, wohl selbst nichts besseres sey als sein Lehrer gewesen. Hermann Wietekind Professor in Heidelberg, der unter dem Namen Augustin Lerchheimer geschrie-

ben hat, war einer der wichtigsten Kämpfer gegen die Hexerey. Tanner, ein Jesuit, trat dem Vorurtheile mit Mannskraft unter die Augen. Aber endlich trat ein Mann auf, dem nach dem unsterblichen Baco de Verulamio die Ehre gebührte, das Unthier des Aberglaubens mit bis dahin ungewöhnlichen Waffen des gesunden Menschenverstandes angegriffen zu haben. Dieser Mann ist Friedrich Spe, wovon ich schon einmal Meldung gethan habe, gebohren bey Kayserswerth 1595, in den Jesuiten-Orden aufgenommen 1615, und zu Trier verstorben 1635. Er gab 1631 sein auf immer unvergeßliches Werk, Cautio criminalis de processibus contra Sagas; Rintel. ad Visurg. heraus. Da man vor ihm und noch vor seiner Zeit mit Priestern sogar, die man wegen Verdacht der Zauberey eingezogen hatte, nicht weniger grausam verfuhr, bittet Spe, „daß man diesen doch wenigstens einen Tag „Dinte und Papier freigeben möchte, damit sie „sich bey dem Fürsten, oder vor dem Kayser „entschuldigen könnten! — So etwas, sagt er, „würde ja doch kein barbarisches Volk seinem „Götzenpfaffen versagen.“ *) Nach ihm verwen-

*) L. c. p. 66. 100. sq.

deten sich zur Abnahme des Hexenglaubens der verdienstvolle Balthasar Becker, und der unvergeßliche Christian Thomasius, der 1712 zu Halle seine Streitschrift herausgab. Nachher traten mehrere auf, die würdigsten Männer, die sich bemühten, Irrwahn und Vorurtheil auszurotten, und dem geblendeten Menschen die Augen zu öffnen. Unter uns hat sich der sel. Don Ferdinand Sterzinger, aus dem Theatiner Orden, einen unvergeßlichen Namen gemacht, daß er, der erste, den Aberglauben mit Muth angriff, und die Rechte der Vernunft und der Menschheit gegen das mächtige Unthier, die stolze Unwissenheit, vertheidigte. Es verbreitete sich mehr Licht über die Erde; und Theologen, Aerzte und Rechtsgelehrte fiengen an heller zu denken, denn theils Zufall, theils Forschgeist entdeckte mancherley Betrügereyen, und der Aberglauben verlohr merklich. Van Haen, ein fürtreflicher Arzt, aber doch in Rücksicht der Hexerey und Teufelswerken kein grosser Philosoph, hat selbst einen Betrug dieser Art entdeckt. Die verstorbene grosse Kaiserin, Maria Theresia, befahl, daß viele Weibspersonen, die allgemein für besessen ausgegeben wurden, in das praktische Krankenhaus zur Untersuchung auf-

genommen werden sollten. Wenn man ihnen ein Kreuz oder sonst etwas Geweihtes vorhielt, oder sie damit berührte, so gaben sie alle gewöhnliche Zeichen der Teufelsbesitzung. Van Haen versuchte es mit eingewickelten heiligen Sachen, wovon jene Personen nicht glaubten, daß sie geweihet wären, und es erfolgten keine Zerrungen; als man ihnen aber weis machte, daß dieß oder jenes, was man in Leinwand eingewickelt hatte, etwas Geweihtes sey, so geriethen die Besessenen in die größten Zuckungen. Van Haen kurirte sie alle, indem er ihnen so lange kaltes Wasser über die Köpfe ausschütten ließ, bis sie ihre völlige Gesundheit eingestanden. Noch mehrere dergleichen Betrügereyen führt Van Haen in dem sechsten Theile seines Werkes, Rad. med. betittelt an.

Ein Zauberer von 70 Jahren, der unter den Tungusen bereits über 30 Jahre sein Handwerk trieb, und des größten Ruhms genoß, besonders aber dadurch Verwunderung erweckte, daß er sich einen Pfeil durch den Leib zu ziehen pflegte, sollte 1735 vor dem ältern Gmelin sein Kunststück machen; allein wie es dazu kommen sollte, gestand er öffentlich, daß er die Tungusen bisher damit betrogen, daß er sich die Pfeile nie-

mals durch den Leib, sondern nur durch den Rock gesteckt hätte. Er hatte beym Einstecken des Pfeiles immer seinen Bauch sehr eingezogen, und hatte nebenbey eine Blase, woraus er etwas Blut laufen ließ. *)

In einer französischen Festung wollte auf einem gewissen Posten kein Soldat mehr Schildwacht stehen, weil jede Nacht ein Geist auf demselben erschien, und den Posten sehr unsicher machte. Der Platz erhielt einen neuen Commandanten, welcher beym Trommelschlag verkünden ließ: daß der erste, welcher den Geist sehen würde, 25 Stockstreiche erhalten sollte, und — der Geist wurde nicht mehr gesehen.

Ein vorurtheilfreies Aug, und Fleiß im Nachforschen, wird vieles Uebernatürliche natürlich machen, und eine solche Menge von Betrügereien entdecken, daß der Sammler wohl etwelche Bände von Betrugs-Geschichten anfüllen könnte.

Ich wünsche, zur Ehre der Vernunft und der Menschheit, daß kein Tropfen Dinte mehr zu Befehdung des Aberglaubens verschrieben werden

*) Joh. Georg Gmelins Reise nach Sibirien, 2r. Thl. S. 87.

darf — daß es so weit in der Aufklärung des Menschengeschlechts kommen möge, daß man nicht mehr ohne Erröthen von dieser Thorheit reden kann. — Welch ein Jahrhundert von Würde und Geistesgrösse wäre dieß!

Ich habe hier nur eine Skizze von dem Ursprunge und Fortgange des Aberglaubens geliefert; eine vollständige Geschichte würde selbst einen ganzen Band ausfüllen. Wer zur Zeit mehr darüber lesen will, den verweise ich auf Franks medizinische Polizey 4. Band, S. 521, wo er bis S. 646 von Verletzungen durch Vorurtheile der Zauberey, Teufeleyen, und Wunderkuren handelt, und den ich auch zu dieser Skizze benützt habe.

Vernünftige Begriffe über Magie.

Da ich dieses Buch schrieb, war meine Absicht, die Menschen vor Betrügern zu warnen, die die Leichtgläubigkeit des Volkes benützen, um Vortheile aus dem Mangel seiner Kenntniße zu ziehen. Ich wollte dem Menschen zeigen, daß sich die größten Wunder in der Natur gründen, und daß

nur der, der sie nicht kennt, so leicht auf Irrwege geräth, und Erklärungsgründe in Sachen aufsuchet, die der Vernünftige nicht kennt. Geheime Kenntnisse der Natur besitzt der wahre Magier. Gott, die Quelle aller Weisheit, theilt sie ihm mit nach dem Grade seiner Assimilation, wodurch er zum Organ der Gottheit wird. Er wirkt nach den Absichten der Allliebe nur zum Beßten der Menschen; wirkt er aber je zum Bösen, so ist er auf den Wegen der Entfernung: er geht zur Finsterniß über — zur Satanswerdung, welches die schwarze oder schädliche Magie ist.

In der Natur liegt so viel verborgen, und die größten Geheimniße sind oft die nächsten an uns. Es ist natürlich richtig, daß der Mensch auf den andern in einer unbegreiflichen Entfernung wirken kann.

Wer den Weg der Ideen-Association kennet, den Gang der Leidenschaften, ihre Wirkung auf die thierische Organisation, dieser kann Wunderdinge hervorbringen.

Für die Seele ist weder Raum, noch Zeit. Auf die Theorie dieses Satzes gründet sich die Vorhersagung zukünftiger Dinge, die Entzückungen, Ahndungen, Visionen.

Der Geist des Menschen ist einer unbegreiflichen Exaltation fähig, und die Wirkung dieser Exaltation ist eben so unbegreiflich.

Die Kraft, seinen Geist zu exaltiren, liegt in jedem Menschen; nur in einem mehr, in dem an-

dern weniger. Diese Kraft ist eine Eigenschaft der Seele; und die Wirkung dieser Eigenschaft kann im sinnlichen Körper durch die Kunst verstärkt werden.

Der exaltirte Geist verfeinert die Organe: er sieht, was andere nicht sehen; hört, was andere nicht hören; fühlt, was andere nicht fühlen; und manchmal, wenn seine Exaltation aufs höchste steigt, wirkt er von der Organisation des Körpers ganz unabhängig. Für ihn ist weder Raum, noch Zeit: daher gründen sich Ahndungen, Visionen, Vorhersagung zukünftiger Dinge, der magnetische Schlaf, die Clairvoiance, die Prophezeihung wesentlich in der Natur; sie sind keine Blendwerke der Einbildung, sie sind Wirklichkeiten des exaltirten Geistes.

Nach dem Grade der geistigen Erhöhung verhält sich die Superiorität des Geistes über andere Geister; die Macht der Seele über andere Seelen.

Die geistige Erhöhung versetzet uns in einen Zustand der Anschaulichkeit; denn Irrthum ist nur ein Werk der Sinnlichkeit. Wahrheit ist dort, wo keine Sinne täuschen; es liegt daher in der Natur des Geistes, gleiche Gedanken zu denken, gleiche Gefühle zu fühlen, Gedanken und Gefühle anderer zu wissen.

Für den Geist ist kein zerstöhrendes Gesetz in der Natur; für ihn sind nur Zustandsveränderungen. Hieraus erklärt sich seine Rückwirkung auf

die Körperwelt in seiner Fortschreitung auf der Stuffenleiter der Geisterwelt, die Erscheinung von Abgestorbenen, der Umgang selbst mit Wesen der höhern Stuffenfolge nach den ewigen Gesetzen der Assimilation.

Allein, um diese Sätze sich begreiflich zu machen, gehört voraus, daß man richtige Begriffe

Von der Harmonie im Schöpfungssystem,
Von dem Einklang und Verbindung des Geistigen mit der Körperwelt,
Vom Zweck und Gebrauch,
Von Wesensgesetzen und Naturgesetzen;

Ueberdas von dem, was
Allgut,
Urbild,
Wonneziel ist:

Von dem ewigen Bestreben zum Gleichgewicht,
Ueber Kraft,
Wahrheit,
Güte,
Allkraft,
Allwahrheit,
Allgüte, und den
Wesentrieb; hiezu
Ueber Wohnungs- und Werkzeugs-Formen von Seelen und Geisteskräften,
Ueber einerley Dreikraft in der Geister- und Körperwelt,

Ueber die Gesetze der Allzurechtbringung,
Gesetze der Annäherung mit ihren Folgen,
Gesetze der Entfernung mit ihren Folgen

habe. — Welche Abtheilungen aber die Gegenstände des zweyten Theiles meiner Aufsätze über Magie ausmachen sollen.

Der Allgütige gebe Segen meinem Vorhaben, und lenke meine Absicht, daß Menschenheiligung, und Anbethung der Gottheit, die Folge des Werkes seyn mögen!!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl von,

Entdeckte Geheimnisse der Zauberey Zur Aufklärung des Volks über Aberglauben u. Irrwahn geschrieben

München [1798?]

Phys.m. 50 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10132575-8
VD18 12779245